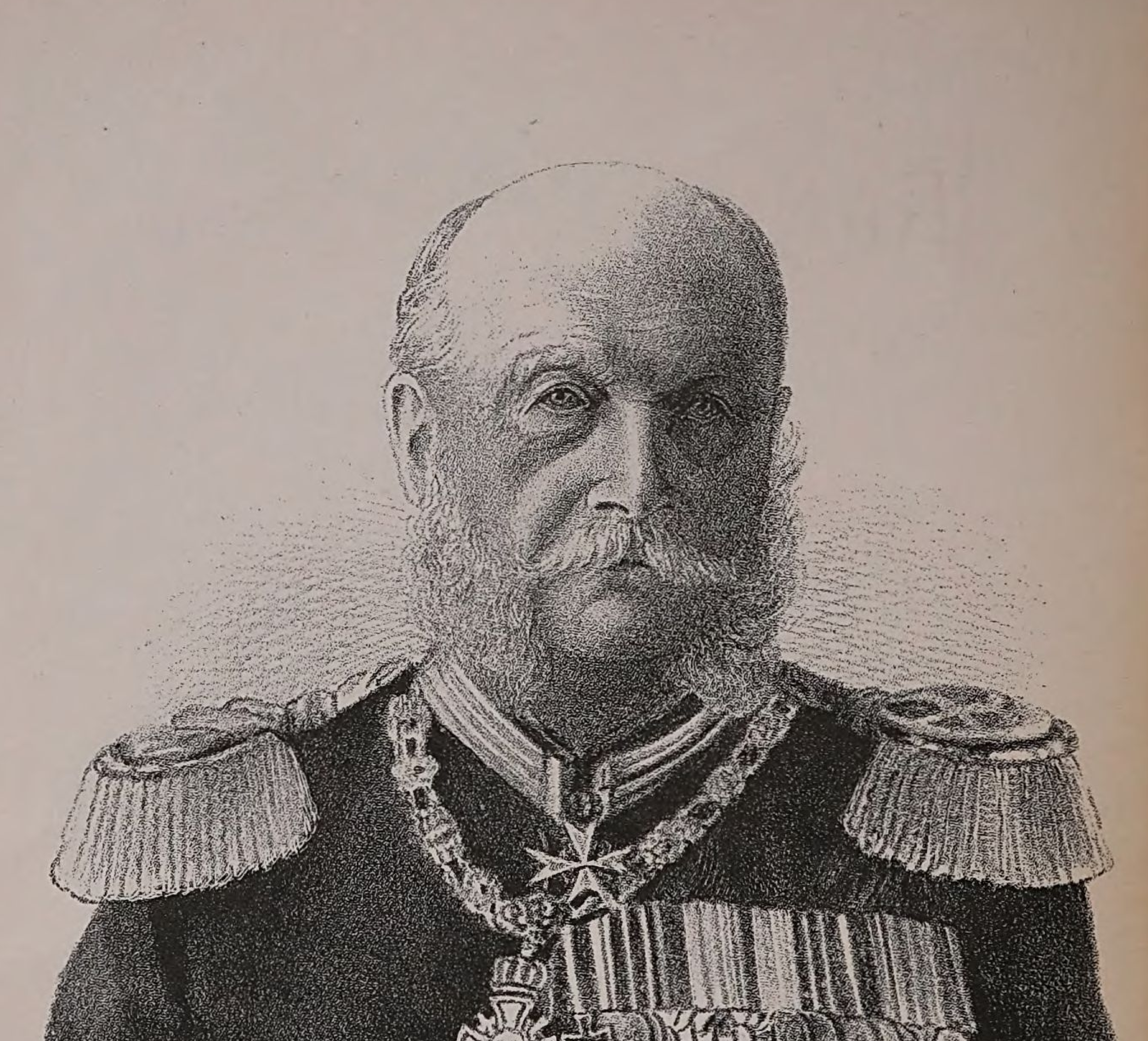
Kaiser Wilhelm
und
seine Paladine.

Ein Lebensbild für das deutsche Volk
von
Dr. H. Wiermann.

Mit Porträt.

Leipzig 1885.
Rengersche Buchhandlung.
Gebhardt & Wilisch.



Kaiser Wilhelm

und

seine Paladine.

Ein Lebensbild für das deutsche Volk

von

Dr. H. Wiermann.

Mit Porträt.

Leipzig 1885.

Rengersche Buchhandlung
Gebhardt & Wilisch.

Kaiser Wilhelm

und

seine Paladine.

Vorrede.

Achtundachtzig Jahre! Wir schreiben jetzt 1885 und der Geburtstag dessen, den wir heut feiern, fällt noch in das vorige Jahrhundert! Und dieses lange Leben, so lang, wie es selten erreicht wird, ist ausgefüllt und gesegnet, wie kaum ein zweites. Welchen unvergleichlichen, weltgeschichtlichen Inhalt schließt dieses Leben ein! Es sind, äußerlich angesehen, die letzten Dezennien, in denen sich diese Fülle und Reichhaltigkeit zusammendrängen, gerade die Jahre des Greisenalters. Kaiser Wilhelm war über sechzig Jahre, als er zur Regentschaft, dann auf den Thron gelangte; er zog als Dreiundsiebzigjähriger in den französischen Krieg, als Vierundachtzigjähriger verkündete er jene Botschaft, die der großen, alle Völker bewegenden sozialen Frage der Gegenwart die Richtung und das Ziel anweist; als Siebenundachtzigjähriger feierte er die Besiegelung des Drei-Kaiser-Bündnisses, an dessen Wiederaufrichtung er seit der Auflösung der alten Bande gearbeitet hatte, und als Achtundachtzigjähriger hat er es noch erreicht, daß dasselbe Geschlecht, das die Grundsteinlegung des deutschen Nationalstaates erlebte, auch noch Zeuge des Aktes wurde, der die Krönung dieses Gebäudes bedeutet, der Aufhissung der deutschen Flagge an fernen Gestaden.

Ja, alle diese weltbewegenden Ereignisse gehören dem Greisenalter unsres Kaisers an. Aber denken wir deswegen nicht zu gering von den ganzen sechzig Jahren, die dieser späten Ernte vorausgegangen sind. Es war in der That nur die Ernte, zu der die Saat in jener langen Zeit ausgestreut war, ausgestreut durch sein rastloses Wirken im Staate, längst ehe er daran dachte, dereinst die Zügel der Regierung in die Hand zu bekommen, durch seine unermüdliche, gründliche Arbeit an der Verbesserung des Heerwesens, längst ehe noch das Volk ahnte, welchen hohen Zielen diese Arbeit galt, durch sein Hoch-

halten der preußischen Traditionen, durch den Prophetenblick, mit dem er die Dinge kommen sah, wie sie später wirklich gekommen sind. Wer nur etwas genau die zwar stille, aber deswegen nicht weniger umfangreiche und eingreifende Thätigkeit verfolgt, welcher in einer Zeit, wo unsrem Kaiser als Prinzen Wilhelm ein engerer Wirkungskreis gezogen war, sein Streben galt, der erkennt sofort, wie hoch er die Mission des preußischen Staates schon damals faßte, und wie ernst sein Entschluß schon frühzeitig war, sie zu erfüllen.

Das hier folgende Büchlein ist bestimmt, die Wirksamkeit und Erfolge unsres Kaisers der heutigen Generation bis in ihre ersten Anfänge zurück aufzuschließen, den Blick des deutschen Volkes zurückzulenken in eine fast vergessene Zeit. Erwägen wir aber, mit welcher Seelengröße Kaiser Wilhelm stets neidlos die Männer gewürdigt hat, die er an die rechte Stelle berufen, die staatsmännische Größe seines Kanzlers, das Feldherrngenie seines Schlachtendenkers, die Verdienste andrer, so stellt sich für jeden Biographen des Kaisers um so mehr die Notwendigkeit heraus, ihn nicht anders denn inmitten des Glanzes seiner in volles Licht gestellten Paladine erscheinen zu lassen, in der möglichst nahegerückten Umgebung der großen Feldherren aus dem eigenen Geschlecht, eines Friedrich Wilhelm und eines Friedrich Karl, in der Umgebung eines Bismarck, eines Moltke und Roon. Dank dem Zusammenwirken dieser Männer nimmt Kaiser Wilhelm in einer ruhmvollen Ahnenreihe die ruhmvollste Stellung ein; aber er kann von dem stolzen Bewußtsein erfüllt sein, daß er diese ruhmvolle Stellung durch schwere Arbeit und die sichere Erkenntnis seiner Aufgabe errungen hat. Ein noch freudigeres Gefühl wird ihm das Bewußtsein verleihen, inmitten eines treuen und dankbaren Volkes zu leben, welches späteren Geschlechtern diese Gesinnung fort und fort überliefern wird und aus dessen Empfindungen heraus dieses Buch als ein bescheidenes Denkmal großer Thaten hervorgegangen ist.

Berlin, 22. März 1885.

Der Verfasser.

Anm. Das beigegebene Porträt ist nach einer Photographie aus dem Verlage von Reichard & Lindner in Berlin gezeichnet.

Inhalt.

1.

Die erste Jugend.

Am 22. März 1797 war in dem heutigen und auch damaligen kronprinzlichen Palais zu Berlin — in dem zu jener Zeit noch so einfachen, schmucklosen Gebäude — Freude und Jubel. Dem kronprinzlichen Paare Friedrich Wilhelm und seiner hochherzigen Gemahlin Luise von Mecklenburg-Strelitz war der zweite Sohn geboren — das dritte Kind innerhalb eines Zeitraumes von zwei und ein halb Jahren.

Am vorhergehenden zweiten Weihnachtstage war der älteste Bruder des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, Prinz Ludwig, im blühendsten Jünglingsalter am Typhus gestorben, kurze Zeit darauf die Königin Elisabeth Christine, die Witwe Friedrichs des Großen; in den ersten Tagen des Geburtsjahres unseres Kaisers war sein Vater, Kronprinz Friedrich Wilhelm, todesgefährlich an der Bräune — heutzutage würde man sagen Diphtheritis — erkrankt. Kurz, die Trauer hatte vor dem kronprinzlichen Palais unaufhörlich Posto gefaßt. Denn auch im Marmorpalais lag König Friedrich Wilhelm II. sterbenskrank. Er hatte in seiner Krankheit wohl Tage, in denen er sich besser fühlte, aber er siechte zusehends dahin, und seine Leibärzte gaben ihm nur noch kurze Frist. Um so größer die Freude in all dieser Trübsal, als am Tage des Frühlingsanfanges ein Paar blaue Kinderaugen zum erstenmale in die Welt schauten. Das Kind kam an diesem ersten Frühlingstage als ein Trost für alle die Trauer in der königlichen Familie.

Fast möchte man annehmen, daß die ersten Farbeneindrücke, welche ein Kind aus der Außenwelt empfängt, maßgebend für

dessen spätere Vorliebe bleiben. Als die Königin Luise getauft wurde, trugen alle ihre Patinnen Veilchen, das Taufbecken war mit Veilchen umkränzt. So war auch das Schlafzimmer der Kronprinzessin Luise im kronprinzlichen Palais, in welchem der Kaiser das Licht der Welt erblickte, mit blaugeblümtem Atlas ausgeschlagen. Es lag halb nach der Oberwallstraße, halb nach dem Hofe des Palais. Ebenso war auch der Audienzsaal blau ausgeschlagen, in welchem der neugeborene Prinz am 3. April die Taufe erhielt. Am vierten Tage nach seiner Geburt, am 26. März, wurde er von der Mutter dem darob hochbeglückten Großvater, dem Könige Friedrich Wilhelm II., präsentiert. Der König war dazu eigens vom Marmorpalais nach Berlin gekommen und hatte bei diesem Besuche, den er der Wöchnerin abstattete, den 3. April als Tauftag bestimmt. Der König fuhr zu dieser Feierlichkeit achtspännig vor dem kronprinzlichen Palais auf. Die Oberhofmeisterin von Voß trug den Täufling nach dem Audienzsaal, wo unter einem Thronhimmel aus blauem, mit goldenen Tressen bordiertem Sammet der Taufaltar errichtet war. Die Schleppe des Täuflings trugen die Hofdamen der Frau Kronprinzessin, die Schwestern von Vieregge. Der König hielt den Täufling während der gottesdienstlichen Handlung, die der Ober-Konsistorialrat Dr. Sack verrichtete, derselbe, der den Vater des Kindes, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, in den Heilswahrheiten des Christentums unterrichtet, konfirmiert und drei Jahre zuvor auch getraut hatte. Von seinem Großvater, dem Könige, erhielt der getaufte Prinz die Namen Friedrich Wilhelm; Wilhelm sollte der Rufname sein.

Zum Andenken an seinen verstorbenen Oheim erhielt er auch den Namen Ludwig. Darin lag gewissermaßen ein Dank gegen die göttliche Vorsehung ausgedrückt, daß sie für den heimgegangenen Prinzen dem Königshause einen neuen Sprößling geschenkt hatte. Für die Tauffeierlichkeit war in dem Zimmer der Kronprinzessin ein Parade-Wochenbett errichtet aus grünem Damast mit Draperien von weißem gestickten Mousselin. Dieses war von einer Kuppel überwölbt, unter dieser saß die Mutter, und hier empfing sie nach der Tauffeierlichkeit ihr Kind als jüngsten Christen aus der Hand des Königs zurück.

Das Glück des Lebens erblühte der Kronprinzessin Luise

nur in der Liebe zu ihrem Gemahl, zu ihren Kindern; außerhalb dieses Kreises erblickte sie wenig Freuden- und Trostreiches. Eine elfjährige Regierung ihres Schwiegervaters, Königs Friedrich Wilhelm II., hatte das Ansehen des Staates Friedrichs II. nicht aufrecht erhalten, noch die Volkskraft im Innern erstarkt. Bald sollte das Land, das — nach einem Ausdruck der Königin Luise — auf den Lorbeeren des großen Friedrich eingeschlafen war, ein schweres Verhängnis treffen. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm bestieg noch in demselben Jahre, in welchem der zweite Sohn, Prinz Wilhelm, geboren war, den Thron als König Friedrich Wilhelm III. Seine nur auf innere Reformen gerichtete Friedensliebe, seine Neutralität während der großen Kriege des napoleonischen Frankreich bewahrte das Land nicht vor den Demütigungen eines Bonaparte. Wollte der junge König nicht zum Rheinbundfürsten herabsinken, mußte er den Kampf mit Frankreich wagen. Königin Luise begleitete (im Oktober 1806) den König nach Naumburg an der Saale, wo die letzten Zurüstungen zum Kriege getroffen werden sollten. Während des ganzen Feldzuges blieb sie, soweit es irgend anging, in der nächsten Nähe ihres Gemahls. Erst unter dem beginnenden fernen Donner der Jenaer Schlacht verließ die Königin das Hauptquartier. Voll trüber Ahnungen ließ sie den König, nach seinem Befehl, allein in den Gefahren zurück, welche sie so gern mit ihm geteilt hätte. Die Unglückskunde von der verlorenen Schlacht ereilte die Königin noch vor dem Thore Berlins. Sie hatte kaum Zeit, die nötigsten Sachen zusammenzuraffen; am folgenden Tage (17. Oktober) sandte sie die königlichen Kinder mit ihrem Erzieher Delbrück nach Stettin voraus, am 18. folgte sie ihnen mit den Prinzessinnen. In jenen Tagen der tiefsten Trauer, wo eine Schreckensnachricht die andere jagte, sprach Luise ihren Schmerz gegen die Prinzen Friedrich und Wilhelm in den Worten aus: „Ihr seht mich in Thränen; ich beweine den Untergang meines Hauses und den Verlust des Ruhmes, mit dem eure Ahnen und ihre Generale den Stamm Hohenzollern gekrönt haben. Ach, wie verdunkelt ist jetzt dieser Glanz! Das Schicksal zerstörte in einem Tage ein Gebäude, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet hatten. Es gibt keinen preußischen Staat, keine preußische Armee und keinen National-

ruhm mehr. Ach, meine Söhne, ihr seid in dem Alter, wo euer Verstand die großen Ereignisse, welche uns jetzt heimsuchen, fassen und fühlen kann: ruft künftig, wenn eure Mutter und Königin nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in euer Gedächtnis zurück, weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt in diesem schrecklichen Augenblicke dem Umsturz meines Vaterlandes weine! Aber begnügt euch nicht mit den Thränen allein; handelt, — entwickelt eure Kräfte, vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf euch nieder: befreit dann euer Volk von der Schande, von dem Vorwurfe der Erniedrigung, worin es schmachtet; suchet den jetzt verdunkelten Ruhm eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern, wie euer Urgroßvater, der große Kurfürst, einst bei Fehrbellin die Niederlage und Schmach seines Vaters an den Schweden rächte. Lasset euch, meine Prinzen, nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen. Werdet Männer und geizet nach dem Ruhme großer Feldherren und Helden. Wenn euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet ihr des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrich unwürdig sein. Könnt ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat."

Die Flucht ging über Stettin nach Königsberg, wo die Königin erkrankte. Sie lag am Typhus gefährlich darnieder. Sie fing an, sich zu bessern. Da kam die Nachricht, daß die Franzosen heranrückten. Sie erklärte bestimmt: „Ich will lieber in die Hände Gottes, als dieser Menschen fallen." Und so wurde sie den 3. Januar bei der heftigsten Kälte, bei dem fürchterlichsten Sturm und Schneegestöber in den Wagen getragen und 20 Meilen weit über die Kurische Nehrung nach Memel transportiert. Sie brachte drei Tage und drei Nächte, die Tage teils in den Sturmwellen des Meeres, teils im Eise fahrend, die Nächte in den elendesten Nachtquartieren zu. Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee ihr auf das Bett geweht wurde, ohne erquickende Nahrung. So hat noch keine Königin die Not empfunden! Und dennoch erhielt sie ihren Mut, ihr himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht und belebte ihre Umgebung. Endlich wurde Memel am jenseitigen Ufer sichtbar, zum erstenmale brach die Sonne durch und beleuchtete mild

und schön die Stadt, die der neue Ruhe- und Wendepunkt für sie werden sollte.

Es war am 1. Januar 1807 (am 3. Januar erfolgte schon die Flucht nach Memel) in der Schloßkirche zu Königsberg an der alten Krönungsstätte der preußischen Herrscher, daß Prinz Wilhelm zum erstenmale in Uniform und mit dem schwarzen Adlerorden geschmückt erschien. Im Lande jenes deutschen Ordens, der in einer Zeit, da Begriff und Einrichtungen eines wirklichen Staates im übrigen Deutschland völlig verloren gegangen waren, zuerst die großen Grundlinien geordneter Verwaltung und Heerbildung zog — in jenem alten Ordenslande, wo jahrhundertelang die Blüte des deutschen Kriegsadels aus allen Gauen, aus Nord und Süd unter dem schwarzen Adler zusammentraf, um die Herrschaft des Kreuzes und der deutschen Nation zu mehren — da trug der künftige Kaiser des neuen Reiches, der Wiedervereiniger von Deutschlands Nord und Süd, zum erstenmale das preußische Kriegsgewand. Eine treue Dienerin und Freundin des königlichen Hauses, die Gräfin v. Voß, sagt in ihrem Tagebuche, daß die Erscheinung des Prinzen als Offizier an jener heiligen Stätte eine große Freude für alle Zeugen gewesen sei; uns ist es eine merkwürdige, sinnvolle Vorbedeutung, einer jener Momente, da sich auf ein kindliches, ahnungsloses Haupt eine unendliche Fülle von geschichtlichen Strahlen der Vergangenheit und der Folgezeit leuchtend vereinigen. Wenn es ganz nach dem Herkommen gegangen wäre, hätte Prinz Wilhelm erst am 22. März 1807, seinem 10. Geburtstage, zum Offizier ernannt werden sollen; aber am Neujahrstage wußte König Friedrich Wilhelm III. bereits, daß vor den herandrängenden Franzosen Königsberg geräumt werden müsse und daß sich dann keine Gelegenheit finden werde, den Prinzen ordentlich einzukleiden. Am 3. Januar mußte, wie bemerkt, die schwerkranke Königin mit ihren Kindern nach Memel abreisen. Hier that der Fähnrich Prinz Wilhelm am 3. Oktober zum erstenmale Dienst bei der Spezialrevue des Bataillons Garde. Es war ein geschichtlich viel versprechender Augenblick; denn tags vorher hatte der Freiherr von Stein die Führerschaft des Staatsministeriums angetreten. Die Zeit der großen Reformen begann; aber die Zeit der Schmerzen war noch nicht zu Ende. Das größte und tiefste Leid sollte das königliche Haus und das ganze Volk noch treffen.

Prinz Wilhelm, Weihnachten 1807 zum Sekondelieutenant befördert, lebte und webte im militärischen Treiben. Die Brigadeaufstellungen, welche zu Königsberg 1808 begannen und eine Probeschule neuer Taktik wurden, sowie später die Yorkschen Feldübungen bei Berlin und Potsdam gaben dem Geiste des Prinzen lebendige Anschauungen, und das Studium der Werke Friedrichs des Großen nährte ihn mit weiten Ideen.

Am 15. Januar 1808 erfolgte die Rückkehr der königlichen Familie von Memel nach Königsberg, wo Prinz Wilhelm mit der Garde einrückte, und noch in demselben Jahre, am 15. Dezember, wurde die Rückkehr nach Berlin angetreten, wo der Prinz abermals mit der Garde den Einzug hielt. Die ganze Reise von Königsberg nach der Residenz sah einem Triumphzuge ähnlich, allerorten war dem geliebten Königspaar der rührendste Empfang bereitet, ergreifend war das Wiedersehen in Berlin. Aber nicht lange sollte die allgemeine Freude der Heimkehr ungetrübt bleiben. Napoleon drohte wegen der rückständigen Kriegszahlungen mit einer neuen Besetzung des Landes; das nächste Frühjahr besonders war ein sehr sorgenvolles, und der Königin Seele wurde mehr und mehr mit trüben Ahnungen erfüllt, sie fürchtete, daß der König selbst ihr und seinem Volke entrissen werden könnte. Im Jahre 1810 konnte ihr noch einer ihrer langjährigen Wünsche erfüllt werden: sie durfte im Sommer einen Besuch am väterlichen Hofe in Strelitz machen. Sie kam dort leidend an. In der Nacht vom 18. zum 19. Juli traten heftige Brustbeklemmungen ein. Sie sagte zu Dr. Heim:

„Bedenken Sie, wenn ich dem König stürbe und meinen Kindern!“

Um vier Uhr morgens traf der König in Hohenzieritz ein, mit ihm seine beiden ältesten Söhne.

Heim meldete der Kranken die Ankunft des Königs. Welche Freude — die letzte für die Sterbende!

Der König hatte schon durch die Ärzte die Gewißheit des nahen Todes der Königin erfahren. Er schien wie zermalmt vor Schmerz, doch nahm er alle seine Kraft zusammen. Als die Königin ihn erblickte, sagte sie mit schwacher Stimme: „Mein lieber Freund, wie freue ich mich, Dich zu sehen .... Bin ich denn so gefährlich krank?“ — Er suchte sie zu über-

reden, er glaube nicht, daß sie in Gefahr sei, er weine nur, weil er sie so leiden sehe.

„Wer ist mit dir gekommen?"

„Fritz und Wilhelm."

„Ach Gott, welche Freude!" sagte sie. Er fühlte ihre Hand in der seinen zittern, und kaum noch Herr seiner Gefühle, rief er: „Ich werde sie holen."

Als der König wieder eintrat, mit ihm jetzt der Kronprinz und der Prinz Wilhelm, sagte sie:

„Ach lieber Fritz, lieber Wilhelm! Seid ihr da?"

Der Kronprinz und sein Bruder stürzten beide an das Bett der Mutter. Heim hörte sie laut weinen und schluchzen. Sie gingen und kamen wieder, sobald die abwechselnden Brustkrämpfe der kranken Mutter auf kurze Zeit Ruhe ließen.

So nahte die neunte Stunde, — die Todesstunde. Ein neuer Krampfanfall trat ein. „Luft, Luft!" seufzte die Königin, — „ach, mir hilft nichts mehr als der Tod." — Es war zehn Minuten vor neun Uhr vormittags, als der letzte Krampf über die Sterbende kam. Sie bog sanft das Haupt zurück, schloß die Augen und rief deutlich aus: „Herr Jesu, Jesu, mache es kurz!"

Mit einem letzten Seufzer endete ihr Leben fünf Minuten vor neun Uhr.

Der König war zurückgesunken. Er raffte sich wieder auf und hatte noch die Kraft, seiner Luise unter Küssen, unter Thränen die Augen zuzudrücken — „seines Lebens Sterne, die ihm auf seiner dunkeln Bahn so treu geleuchtet".

Dann stürzte er hinaus, um seine Söhne hereinzuholen. Er selbst hatte sie vorher aus dem Sterbezimmer hinaus in den Schloßgarten gehen heißen.

Der König führte seine Söhne an das Totenbett. Sie brachen in den lautesten Schmerz aus, sanken am Sterbelager der Mutter auf die Kniee und benetzten ihre Hände mit heißen Thränen. Der Vater und der Großvater fielen einander in die Arme und hielten sich lange umfaßt.

Das war die Leidensschule, die die Kindheit des Prinzen Wilhelm, des künftigen ersten deutschen Kaisers, ausfüllte. Schon im Jahre 1808 schrieb die Mutter von Königsberg aus an ihren Vater in Strelitz: „Für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer

Jugend kennen lernen. Wären sie im Schoße des Überflusses groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, das sehen sie an dem ernsten Angesicht des Vaters und an der Wehmut und öfteren Thränen der Mutter.“ Der Tod dieser zärtlichen Mutter sollte die ernste Seite des Lebens für die Kinder noch vertiefen und in ihre zarten Seelen den Keim jener sittlichen Kraft und Stärke legen, die sie später hat so Großes leisten lassen. Die Mutter hat in demselben Briefe, der eben erwähnt wurde, uns ein Zeugnis über den Charakter des Prinzen Wilhelm hinterlassen, welchem die spätere Entwickelung vollkommen entsprochen hat. Sie schreibt: „Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig.“

Bei einem Prinzen, aus dem etwas so Großes geworden ist, wie es selten in der Weltgeschichte vorkommt, müssen wir auch der Erzieher Erwähnung thun, damit die dankbare Nation ihr Andenken ehrt. Der erste Erzieher war ein Theologe, der schon erwähnte Dr. Delbrück, später Professor in Bonn. In Berlin übernahm Professor Reimann die Erziehung des Prinzen. Wir ehren auch das Andenken seiner militärischen Lehrer. Die ersten militärischen Exerzitien machte der Prinz schon im Jahre 1804 unter dem Unteroffizier Bennstein vom Bataillon Garde und dem Feldwebel Clery vom Regiment Möllendorf. In Berlin erhielt er 1809 zu Instruktoren und Gouverneuren: Major von Pirch, Generalmajor von Diericke, Hauptmann von Reiche (später General der Infanterie). Letzterer sagt in seinen Memoiren von seinem ehemaligen Zögling: „Prinz Wilhelm that sich durch schnelles Auffassen und durch einen praktischen Verstand, durch große Ordnungsliebe, Talent zum Zeichnen und durch einen für sein Alter ernsten und gesetzten Charakter hervor. Es lag in ihm der wahre, zuverlässige Soldat und Anführer, wie er es auch in vollem Maße geworden ist.“ Der „zuverlässige Soldat“ war deswegen kein schlechterer Schüler der Zivillehrer. Strenge Pflichterfüllung in allem zeichnete ihn von den ersten Jahren aus, das, was noch der spätere König und Kaiser seinen „Dienst“ zu nennen pflegte, dessen Strenge er sich seit seiner Thronbesteigung auch für seine Regentenpflichten auferlegte. Dieselbe Rücksichtslosigkeit gegen persönliche Neigung, die der Soldat Wilhelm in militärischen Dingen ebenso von sich selbst

wie von anderen verlangt, hat sich auch auf alle seine Regierungsgeschäfte und Handlungen übertragen. „Des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr“ zeigt für ihn immer und immer wieder nur auf Erfüllung aller Pflichten, die er als solche erkannt und denen er seine Kräfte gewidmet hat. Gleichviel ob bei einer Rekrutenbesichtigung oder auf einem Schlachtfelde, ob beim Vortrage im Kabinett oder bei großen Staatsaktionen. Wer hätte jemals bei irgend einer Gelegenheit auf ihn warten müssen, wenn er sein Erscheinen zugesagt? Welcher Bitte oder Beschwerde wäre er die Antwort schuldig geblieben?

Mit der frühzeitig hervortretenden Vorliebe des jungen Prinzen für das Kriegshandwerk wollte anfangs seine körperliche Konstitution sich wenig in Einklang setzen. Als die Stunde der Abschüttelung des fremden Joches nahte, als von Breslau aus, im Jahre 1813, „der König rief, und alle, alle kamen“, eine heilige Begeisterung ohne gleichen in der Geschichte Hoch und Niedrig ergriff, da gestatteten es die Gesundheitsverhältnisse des Prinzen Wilhelm nicht, seinen glühenden Wunsch zu erfüllen, an dem Feldzuge teilzunehmen. Erst, nachdem die Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen, wurde dem zum Hauptmann avancierten Prinzen die kriegerische Laufbahn eröffnet. Der Prinz avancierte zu jenem Range mit Überspringung der Premierleutenants-Charge. Das Garde-Regiment, in dem der Prinz als Sekondeleutnant geführt wurde, hatte in der Schlacht bei Groß-Görschen 13 Offiziere und 842 Unteroffiziere und Soldaten verloren. Bei den sofort zum Ersatz des Offizier-Korps gemachten Avancements-Vorschlägen konnte der in Breslau zurückgebliebene Sekondeleutenant Prinz Wilhelm dem Könige zur Beförderung nicht mit vorgeschlagen werden, und so findet sich denn sein Name nicht unter den Avancements, die am 16. Mai des Jahres 1813 im Bivouac bei Bautzen bekannt gemacht wurden. Als aber König Friedrich Wilhelm III. während des darauf folgenden Waffenstillstandes zu Neudorf bei Reichenbach im Hauptquartier lag und seine Familie am 15. Juni aus Breslau dorthin kommen ließ, fragte er seinen Sohn Wilhelm: „Wie stehst du im Regiment?“ Es ergab sich, daß mehrere Hinterleute des Prinzen durch jenes große Avancement bereits Premierleutenants geworden waren. Da sagte der König: „So sollst du auch avancieren!“ Prinz Wilhelm glaubte den Augenblick

günstig, um die Erlaubnis zum Mitgehen ins Feld zu erreichen, und erwiderte: „Wie kann ich avancieren, da ich hinter dem Ofen gesessen, während das Regiment im Feuer war?“ „Thut nichts,“ erwiderte der König, „ich habe dir befohlen zurückzubleiben, also darfst du deswegen nichts verlieren. Dein Patent soll auf den 15. Mai zurückdatiert werden, wo deine Kameraden über dich weg avanciert sind.“ So war der Prinz befördert, aber mitgenommen ins Feld wurde er trotzdem nicht. Nach dem Waffenstillstande ging Prinz Wilhelm mit der königlichen Familie aus dem Hauptquartier Lambeck nach Neisse, und als hier die Siegesnachrichten von der Katzbach, Großbeeren und Kulm eintrafen, von dort nach Breslau, wo die Siege von Dennewitz und Wartenburg gefeiert wurden. Als endlich die Völkerschlacht bei Leipzig die französischen Heere aus Deutschland verjagte und sie über den Rhein zurückwarf, sollten die Wünsche des Prinzen in Erfüllung gehen, denn als der König am 30. Oktober zu seiner Familie nach Breslau kam, sagte er ganz unerwartet zum Prinzen: „Ich will dich jetzt mit in den Krieg nehmen, aber nur auf 6 Wochen, denn du bist noch zu schwächlich.“ Diese Frist dehnte sich indessen auf 10 Monate aus. Da Friedrich Wilhelm III. mit wenigem Gefolge und nur auf einige Tage nach Breslau gekommen war, hatte er die Beamten des Militärkabinetts zurückgelassen, und daher mag es wohl gekommen sein, daß über das Avancement des Prinzen zum Kapitän weder eine Kabinettsordre noch ein Patent existiert. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß der Prinz als Leutenant auf den Gedächtnistafeln des eisernen Kreuzes in der Garnisonkirche zu Berlin verzeichnet steht.

Der 17jährige Prinz Wilhelm war mit dem Könige am 31. Dezember 1813 Zeuge des von dem Osten-Sackenschen Korps bewirkten Rheinübergangs bei Mannheim und betrat an dem bedeutungsvollen Neujahrsmorgen 1814 das jenseitige Rheinufer. Am 25. Januar erfolgte nach längerem Aufenthalt in Heidelberg, Karlsruhe, Freiburg und Basel endlich die Ankunft des Hauptquartiers in Langres, das zum Ausgangspunkte für die weiteren Bewegungen bestimmt worden war. Bekanntlich trat nach den Gefechten von Brienne und La Rotière (am 29. Januar und 1. Februar) infolge des zaudernden Verhaltens des Generalfeldmarschalls Fürsten

Schwarzenberg ein längerer Stillstand in der weiteren Vorwärtsbewegung der Armee ein, bis endlich am 27. Februar mit der Schlacht bei Bar-sur-Aube die Kämpfe eröffnet wurden, die mit der Einnahme von Paris ihren Abschluß finden sollten. Am 26. Februar befand sich der König mit dem Kronprinzen und Prinz Wilhelm und seinem Hauptquartier in Colombieles-deux-Eglises, von wo er am 27. Februar morgens mit dem Korps des Generals von Wittgenstein nach Bar-sur-Aube aufbrach. Das 23. und 24. russische Jäger-Regiment besetzte die Weinberge der Höhen, welche das Thal der Aube einfassen. Auf den gegenüberliegenden Höhen Malepin's standen die Franzosen. Die Schwäche der feindlichen Stellung erkennend, warfen sie sich von Malepin herab, durcheilten die Schluchten und erstürmten die steilen Weinberge, aus denen sich die russischen Regimenter auf das rückwärts gelegene Plateau zurückziehen mußten. Der König, der dort hielt, veranlaßte das beschleunigte Anrücken einer unter dem Befehle des Fürsten Gortschakoff herbeieilenden Kolonne, zu welcher das russische Infanterie-Regiment Kaluga und das Kürassier-Regiment Pskoff, sowie das Infanterie-Regiment Mohileff gehörten. Das Kürassier-Regiment trabte sofort zum Angriff vor, an seinem rechten Flügel von dem Könige mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Wilhelm begleitet. Doch blieb der Kavallerie-Angriff in dem schwierigen Terrain der Weinberge ohne Erfolg. Der König befand sich hier mit dem Prinzen einige Zeit in so heftigem Gewehrfeuer, daß der Oberst von Thiele ihn beschwor, sich nicht unnütz einer Gefahr auszusetzen. Die Kavallerie ging zurück, aber inzwischen hatten sich die Jäger-Bataillone von neuem gesammelt und gingen mit dem Infanterie-Regiment Kaluga gegen den Feind vor. Der König beobachtete von einem etwas rückwärts gelegenen Punkte aus den Angriff der Infanterie und bemerkte, wie das Regiment Kaluga unter schweren Verlusten kämpfte. Plötzlich sagte er zu seinem Sohne Wilhelm: „Reite einmal zurück und erkundige dich, was das für ein Regiment ist, welchem die vielen Verwundeten angehören." Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, gab der Prinz seinem Pferde die Sporen und sprengte zu dem kämpfenden Bataillon an die Weinberge vor, von wo ihm die Verwundeten des Regiments Kaluga entgegenkamen. Er erschien mitten im heftigsten Gewehrfeuer und zog die von seinem

Vater ihm aufgetragenen Erkundigungen ein, um diesem dann über den Stand der Dinge zu rapportieren. Der König sagte kein Wort; Oberst von Luck, der spätere General-Adjutant und General der Infanterie, drückte dem Prinzen herzlich die Hand, während die Umgebung des Königs mit Stolz auf den Prinzen sah, der gar nicht zu wissen schien, in welcher Gefahr er sich befunden hatte. Der Vorgang wurde im Hauptquartier viel erzählt, und Kaiser Alexander, welcher erfuhr, daß der Prinz die Attacke des Kürassier-Regiments Pskoff mitgemacht und sich bei der russischen Infanterie im Feuer befunden habe, verlieh ihm am 5. März den Sankt-Georgs-Orden 4. Klasse. Dieser ersten kriegerischen Auszeichnung folgte am 10. März, dem Geburtstage der unvergeßlichen Königin Luise und dem ersten Jahrestage der Stiftung des eisernen Kreuzes, die Verleihung des letzteren im Hauptquartier Chaumont. Erst durch diese beiden rasch aufeinander folgenden Auszeichnungen wurde der Prinz darauf aufmerksam, daß man seinem tapferen Verhalten, das ihm ganz selbstverständlich erschienen war, eine besondere Bedeutung beilegte. Man erzählte sich im Hauptquartier, wie er nach dem Empfang des eisernen Kreuzes geäußert habe: „Nun verstehe ich erst, warum mir der Oberst von Luck so herzlich die Hand drückte und die andern so vielsagend lächelten." Von jeher hat der Kaiser auf die beiden ersten, auf dem Schlachtfelde erworbenen Auszeichnungen, die ihn an den Tag seiner Feuertaufe erinnerten, den allergrößten Wert gelegt, damals noch nicht ahnend, wie hohe kriegerische Ehren ihm noch vorbehalten sein sollten. Eine weitere Erinnerung an jene bedeutungsvollen Stunden des 27. Februar 1814 war die am 15. Februar 1818 erfolgte Ernennung zum Chef des Infanterie-Regiments Kaluga. Diese Auszeichnung war damals eine um so wertvollere, als sie die erste dieser Art in der russischen Armee war, seitdem die Regimenter die Namen ihrer früheren Chefs verloren hatten. Das Regiment, welches noch gegenwärtig denselben Namen trägt, ist das vierte in der Reihenfolge der russischen Infanterie-Regimenter und gehört zur ersten Brigade der zweiten Infanterie-Division des ersten Infanterie-Korps.

Am 31. März 1814 zog Prinz Wilhelm, den Buchsbaumzweig auf dem Czako und die weiße Binde am Arme, mit den Monarchen in Paris ein, umjubelt vom französischen

Volke, dessen Unzuverlässigkeit und Wandelbarkeit dem jungen Fürsten einen tiefen Eindruck machten. Gekräftigt, gereift und am 30. Mai 1814 zum Major befördert, kehrte er im August in die Heimat zurück.

Der Krieg entbrannte aufs neue. Bei Ligny und Belle-Alliance leuchteten die Waffen Preußens. Die hundert Tage rauschten vorüber. Prinz Wilhelm kam in dieser Zeit nicht vor den Feind. Am 13. Juli 1815 traf er zum zweitenmale in Paris ein; bei den Übungen, welche dort den September durch stattfanden, führte er das 2. Bataillon des 1. Garde-Regiments zu Fuß, und es ist merkwürdig genug, daß unser Kaiser die gründliche Schule als Bataillons-Kommandeur auf dem Pariser Marsfelde gemacht hat, daß er auf eben diesem Felde damals der großen Fahnenweihe preußischer Regimenter beigewohnt hat.

Er sollte Paris ein drittes Mal wiedersehen, sechsundfünfzig Jahre später. Dann erst sollte das Vermächtnis der Mutter vollständig in Erfüllung gehen: „Suchet den verdunkelten Ruhm eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern.“

Zwischen die beiden Feldzüge fiel die Konfirmation des Prinzen. Sie fand in Charlottenburg statt. Aus den „Lebens-grundsätzen und Gelöbnissen“, die der Prinz dabei kund gab, mag folgende Stelle hier hervorgehoben werden:

„Ich will an meiner Geistes- und Herzensbildung unablässig arbeiten, damit ich als Mensch und Fürst einen immer höheren Wert erlange.

„Ich weiß, was ich als Mensch und Fürst der wahren Ehre schuldig bin. Nie will ich in Dingen meine Ehre suchen, in denen nur der Wahn sie finden kann. — — —

„Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande. Ich will daher unablässig in dem mir angewiesenen Kreise thätig sein, meine Zeit auf das beste anwenden und so viel Gutes stiften, als in meinem Vermögen steht.

„Ich will ein aufrichtiges und herzliches Wohlwollen gegen alle Menschen, auch gegen die geringsten, denn sie sind alle meine Brüder — bei mir erhalten und beleben. — —

„Ich will mich meiner fürstlichen Würde gegen niemand überheben, niemand durch mein fürstliches Ansehen drücken, und wo ich von anderen etwas fordern muß, mich dabei

herablassend und freundlich zeigen und ihnen die Erfüllung ihrer Pflicht, so viel ich kann, zu erleichtern suchen. — —

„Ich achte es viel höher, geliebt zu sein, als gefürchtet zu werden, oder bloß ein fürstliches Ansehen zu haben. —

„Ich will das Verdienst aufmuntern und belohnen — und besonders das bescheidene und verborgene an das Licht ziehen. —

„Den Pflichten des Dienstes will ich mit großer Pünktlichkeit nachkommen und meine Untergebenen zwar mit Ernst zu ihrer Schuldigkeit anhalten, aber ihnen auch mit freundlicher Güte begegnen.

„Ich will unablässig an der Verbesserung meines Herzens und Lebens arbeiten.

„Jeden Tag will ich mit dem Andenken an Gott und meine Pflichten beginnen und jeden Abend mich über die Anwendung des verflossenen Tages sorgfältig prüfen.

„Verderbte Menschen und Schmeichler will ich entschlossen von mir weisen. Die Besten, die Geradesten, die Aufrichtigsten sollen mir die Liebsten sein. Die will ich für meine wahren Freunde halten, die mir die Wahrheit sagen, wo sie mir mißfallen könnte."

Welches Gelübde ist treuer im Herzen bewahrt worden!

2.

Die Vorbereitungszeit.

Es folgten lange Friedensjahre, von 1815 bis 1848, dann wieder darüber hinaus. Diese lange Zeit der äußeren Ruhe, deren Deutschland genoß, brachte manchem unserer späteren Heerführer den Vorteil, daß ihre geistigen und körperlichen Kräfte bis in ein höheres Lebensalter ungebrochen blieben; Könige und Heerführer, die in jüngeren Jahren aufreibende Feldzüge durchzumachen haben, bleiben selten und nur ausnahmsweise vermögend, noch mit siebzig Jahren in den Krieg zu ziehen, es fehlt ihnen meistens die rechte Lust dazu, und wo es an Lust und Willen nicht fehlt, versagen doch bald die Kräfte mehr oder weniger den Dienst. Die lange Friedenszeit stellt geringere Ansprüche an die Kräfte, und wenn sie eine Schule voll Mühe und Arbeit ist, so stählt sie, sie untergräbt nicht die Gesundheit. So hat sich auch Prinz Wilhelm für das späte Alter, in dem er erst seine Bestimmung erfüllen sollte, die Spannkraft erhalten, die man an ihm bewundert, die Frische und die Rüstigkeit bewahrt, mit der er als ein siebenzigjähriger Greis noch das Schwert zog und selber in das Feld rückte.

Prinz Wilhelm hat seit dem Kriege wie den ganzen Heeresdienst, so auch die Heeresverwaltung stets mit seiner ernstlichsten Teilnahme begleitet, und alle Fortschritte, alle Verbesserungen haben seine Aufmerksamkeit beschäftigt, so daß er einer der gründlichsten Kenner des gesamten Heerwesens geworden ist. Die Meinung geht schon lange dahin, daß ohne ihn die deutsche Streitmacht nicht geworden sein würde, was sie jetzt ist.

Ehe der Prinz durch seine Erfolge der erstaunten Welt beweisen konnte, wozu er die lange Vorbereitungszeit zur Erfüllung seines Berufes gewissenhaft angewandt hatte, kannte das größere Publikum nur seine Thätigkeit auf den Exerzierplätzen und Manöverterrains. Die geistige Vorbereitung dazu konnte nicht so allgemein und von jedermann beobachtet werden.

Und doch ist gerade diese geistige und schriftstellerische Thätigkeit des Prinzen eine so hervorragende, daß man erstaunen würde, wenn sie eben der allgemeinen Kenntnis so zugänglich wäre, als es die praktische Ausübung und endlich die Leistung gewesen; denn vom 30. März des Jahres 1817 an, wo Prinz Wilhelm, gleichzeitig mit der Ernennung zum Obersten und Kommandeur des 1. Bataillons 1. Garde-Regiments zu Fuß, von seinem königlichen Vater mit Sitz und Stimme in den Staatsrat berufen wurde, bis ins späte Alter, wo er z. B. eine eigenhändig geschriebene Instruktion für alle Kommandeure und Divisions-Generale entwarf, nach welcher die Übungen der königlich sächsischen und königlich württembergischen, sowie der preußischen Truppen geleitet und beurteilt werden sollten, ist in den Registraturen und Archiven des Kriegsministeriums, des Großen Generalstabes und des Militärkabinetts eine solche Fülle geistiger Arbeit des Kaisers niedergelegt, daß sich ein bändereiches Werk damit füllen lassen würde.

Von dem Augenblick an, wo Prinz Wilhelm in den Staatsrat berufen wurde, — er hatte gerade das 20. Lebensjahr erreicht — nahm der junge Fürst die Gewohnheit an, alle schwierigen Fragen, über die er eine Meinung zu äußern hatte, schriftlich, wie zu seiner eigenen Information, zu bearbeiten, und die Sorgfalt, mit welcher er das that, fesselte schon früh die Aufmerksamkeit seines Vaters. Außerordentlich zufrieden sprach sich besonders König Friedrich Wilhelm III. über die Berichte aus, welche sein zweiter Sohn aus Danzig, Königsberg und Memel über den Zustand der dort stehenden Truppen und der Festungswerke, besonders aber über die Landwehr-Kompagnieen an ihn erstattete, welche an den Orten zusammengezogen waren, in denen er auf der Brautreise seiner Schwester, der Prinzessin Charlotte, nach Petersburg im Juni und Juli 1817 übernachtete. Die Armee war nach dem Befreiungskriege in ein neues Stadium der Entwickelung, wie

jede Armee nach einem großen Kriege getreten, und die Landwehr war als etwas Dauerndes noch so durchaus neu in ihrer Gestaltung und Handhabung, namentlich in ihrem Verhältnis zum stehenden Heere, daß diese Berichte eben so viele Denkschriften waren, die bei der Jugend des Prinzen schon damals den wägenden und prüfenden Vater mit Stolz und Vertrauen auf die geistige Entwickelung seines zweiten Sohnes für militärisches Urteil blicken ließen.

Auch was der Prinz bei seinem mehrmonatlichen Aufenthalte in Rußland sah, wie er es sah, und wie er darüber an seinen Vater berichtete, erhöhte den Eindruck, welchen die Beobachtungsgabe und das Urteil des Prinzen in Berlin machte, erklärte aber auch, daß schon im Jahre darauf, am 21. Mai 1818, als König Friedrich Wilhelm III. mit seinem ältesten Sohne, dem Kronprinzen, nach Rußland reiste, der 21jährige Prinz Wilhelm die oberste Leitung aller Militär-Angelegenheiten für die ganze Monarchie übertragen erhielt, ein bis dahin im preußischen Staate unerhörter Vorgang, der sich eben nur durch diese geistige und organisatorische Fähigkeit des Prinzen verstehen läßt. In der darauf bezüglichen königlichen Ordre heißt es: „Sie werden hiernach in Meinem Namen verfügen und entscheiden, auch alle Erneuerungen bis zum Kompagnie- und Eskadrons-Inhaber auf den Vortrag des Kriegs-Ministers nach Ihrem Gutbefinden machen. Zugleich wünsche Ich, daß Sie Mich durch fortgesetzte ausführliche Berichte von der Lage des Militär-Wesens, sowie von allen interessanten Vorfällen und Gegenständen in selbigem, in ununterbrochener Kenntnis erhalten."

Diese Stellvertretung dauerte zwei Monate und wurde zur Grundlage für die spätere organisatorische und Verwaltungskenntnis des Prinzen. Auch aus dieser Zeit sind längere schriftliche Arbeiten des Prinzen vorhanden. Daß der König vollkommen mit der Geschäftsführung seines Sohnes zufrieden war, sprach nach der Rückkehr aus Petersburg eine königliche Kabinettsordre aus.

Wenig bekannt ist, daß Prinz Wilhelm schon im Jahre 1819 zum Mitgliede des Kriegsministeriums mit Sitz und Stimme ernannt wurde. Es hatte dies folgende Veranlassung. Als der Prinz 1817 zum Mitgliede des Staatsrats ernannt worden war und er in den Sitzungen über Militär-Angelegen-

heiten, namentlich in Verwaltungs- und Ökonomiesachen, nicht so unterrichtet sein konnte, wie der Kriegsminister, so erhielt er die Erlaubnis, den Beratungen im Kriegsministerium und den Vorträgen der verschiedenen Departements beizuwohnen. Da er aber hier eben nur zuhören konnte, so gab ihm der König auch eine Stimme bei dieser kollegialischen Thätigkeit im Kriegsministerium. Eine Aufhebung oder Rücknahme dieser Befugnis hat nicht stattgefunden, und dauerte sie also stillschweigend bis zur Thronbesteigung fort.

Im Jahre 1821 wurde dem Prinzen der Vorsitz in einer Kommission übertragen, welche der König zur Umarbeitung des Exerzier-Reglements für die Infanterie niedergesetzt hatte, und den Arbeiten in dieser Kommission folgte schon 1822 erst die Mitgliedschaft, dann der Vorsitz in einer anderen Kommission, welche eine Instruktion für die Aufstellung und den Gebrauch größerer Kavalleriemassen ausarbeiten sollte, welche Instruktion dann auch im August 1823 in der Armee bekannt wurde.

Ebensowenig bekannt dürfte es sein, daß die Beratungen dieser letzten Kommission sich besonders auf ein Gutachten des Feldmarschalls Fürst Blücher bezogen, welches nach den, in dem Befreiungskriege gemachten Erfahrungen darauf hingewiesen hatte, daß es bei Führung von Kavallerie in größeren Massen keineswegs auf solche Generale ankomme, welche ausschließlich in der Kavallerie gedient. Infolge dieser Beratungen gab der König dem Prinzen 1823 das Kommando einer Kavallerie-Division von 6 Regimentern bei dem Kavallerie-Korps, welches unter dem General-Leutenant v. Knobelsdorf bei Berlin übte.

Am 22. März 1824, also am 27. Geburtstage des Prinzen, vertraute ihm der König die Führung des 3. Armeekorps an, und gerade ein Jahr darauf ernannte er ihn zum kommandierenden General desselben Korps. Dabei behielt der Prinz ausnahmsweise die Führung der ersten Garde-Division, so daß er einen Wirkungskreis und eine Arbeitslast von ganz ungewöhnlicher Größe überkam. Am 10. Jahrestage der Schlacht von Belle-Alliance erfolgte seine Ernennung zum General-Leutenant. Im Herbste 1827 führte der Prinz das brandenburgische Armeekorps zum erstenmale dem Könige vor und manövrierte unter großem Beifall der ausgezeichnetsten

Generale gegen den Kommandeur des Gardekorps, Herzog Karl von Mecklenburg.

Wie Prinz Wilhelm im Herbst 1823 den Übungen der polnischen und littauischen Armee vor Kaiser Alexander beigewohnt, wie er im Jahre 1825 zur Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus nach Petersburg gegangen war, so weilte er auch im Winter 1827/28 in Rußland und war Zeuge der Kriegsvorbereitungen gegen die Türkei. Die engen und freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland traten noch in den folgenden Jahren immer aufs neue hervor. Im Sommer 1832 wohnte der Prinz der Revue des russischen Garde-Grenadier-Korps und der Flotte, im September 1834 als Führer einer preußischen Truppendeputation der Enthüllung der Alexandersäule bei, und ein Jahr später führte er im Lager von Kalisch die aus preußischen und russischen Truppen kombinierte Reserve-Kavallerie-Division.

Das 3. Armeekorps hatte unter dem Befehl des Prinzen noch zweimal, im Jahre 1832 und im Jahre 1837, die Ehre einer Königs-Revue; am 30. März 1838 aber erhielt Prinz Wilhelm das Kommando des Garde-Korps und zugleich die Ernennung zum Generalinspekteur einer Armee-Abteilung. Doch 1839 erkrankte er leider schwer an einer Brustfell-Entzündung und mußte Heilung in Ems, Baden, der Schweiz und Ober-Italien suchen. Am 1. Juni 1840 kommandierte der Prinz die Truppen bei der Grundsteinlegung des Monuments Friedrichs des Großen, der schönen, wehmütigen Feier, welcher sein geliebter Vater, dessen Lebenslicht erlosch, nur noch von fern, vom Fenster seines Palais aus, beiwohnen konnte.

Nach dem Regierungsantritte des Königs Friedrich Wilhelm IV. (1840) nahm Prinz Wilhelm den Titel des „Prinzen von Preußen“ an, da die Ehe des Königs kinderlos war.

Mit warmer Teilnahme und Thätigkeit unterstützte der Prinz die Bestrebungen seines königlichen Bruders für die Hebung des deutschen Bundes-Kriegswesens. Er war im Herbst 1840 bei den Manövern des 8. Bundeskorps zugegen, die bei Schwetzingen stattfanden und die als erstes Gelingen militärischer Einheitsbestrebungen von hoher Bedeutung erschienen, und als im September 1841 die erste Inspektion der deutschen Bundestruppen stattfand, besichtigte der Prinz von Preußen

das österreichische Kontingent. Bei dieser Gelegenheit ernannte ihn Kaiser Ferdinand zum ersten Chef des ungarischen Infanterie-Regiments Nr. 34.

Am 35. Jahrestage seines Diensteintritts, am 1. Januar 1842, sah sich der Prinz vom Könige während dessen Aufenthalts in England mit Leitung sämtlicher Militär- und Zivil-Staatsgeschäfte betraut, und am 6. Juni desselben Jahres feierte er das 25jährige Jubelfest als Chef seines 7. Infanterie-Regiments. Er war viel unterwegs. Im August wohnte er der Revue des russischen Garde-Grenadier-Korps bei, im September der Königsrevue des vereinigten 7. und 8. Armee-Korps bei Euskirchen, und überall, wo er erschien, geschah es als Vertreter des guten, altpreußischen Geistes klarer Ordnung, einsichtigen Erkennens, fester Zucht. Nach Schluß der großen Übung und der Königs-Revue, welche im September 1843 über die Garde, das 3. Korps und das Kavallerie-Korps bei Berlin abgehalten worden, stellte der König am 3. Oktober den Prinzen von Preußen à la suite des 1. Garde-Regiments zu Fuß, zur Erinnerung an jene erste Spezialrevue des Garde-Bataillons in Memel vom 3. Oktober 1807.

Die folgenden Jahre brachten eine Reihe großer militärischer Aufgaben: 1843 die Revue des 10. Bundeskorps bei Lüneburg, 1844 die Reise nach England, 1845 die Kavallerie-Übungen des 2. Korps bei Stargard, 1846 Übungen bei Warschau, Wien und Theresienstadt.

Inzwischen dauerten die Arbeiten in verschiedenen Militär-Kommissionen fort, bis zum Jahre 1847, wo sie aufhörten, aber nicht die Denkschriften, Ausarbeitungen, Verbesserungsvorschläge und Gutachten des Prinzen, die in einer Anzahl vorhanden und aufbewahrt sind, die wohl in Erstaunen setzen kann, schon deswegen, weil das große Publikum von solchen Dingen nur das kennen lernt und erfährt, was gedruckt erscheint.

Das war nun und zwar in hervorragendster Weise mit einer Broschüre der Fall, welche unter dem Titel: „Bemerkungen zu dem Gesetz-Entwurfe über die deutsche Wehrverfassung“, 1849 in den ersten Tagen des Monats Januar gedruckt erschien und nur an Sachverständige, höhere Militärs und Abgeordnete verteilt wurde.

Daß Prinz Wilhelm ihr Verfasser war, blieb kein

Geheimnis und in der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet sich noch jetzt ein Exemplar derselben, auf dessen Titel der Prinz sich in eigener Handschrift als Verfasser nennt.

Es ist dies eine Schrift, welche sich gegen die Beschlüsse richtet, aus denen die damalige Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt das künftige Wehrgesetz für das deutsche Heer aufbauen wollte. Es gehörte in jener Zeit Mut dazu, gegen die dort gepredigten Grundsätze öffentlich aufzutreten. Im größeren Publikum hatte man allerdings keine Ahnung, wer diese „Bemerkungen“ geschrieben haben könne. Erst nach einiger Zeit wurde bekannt, daß der Prinz sie geschrieben. Es ist ein merkwürdiges Aktenstück zur Geschichte jener Zeit überhaupt; wichtiger aber noch als das militärische Glaubensbekenntnis des späteren Kaisers; und die Erfolge haben seitdem gelehrt, daß es auf langjährige Erfahrung, unermüdliche Praxis und — der damaligen Stellung des Prinzen entsprechend — auf das fast ausschließliche Studium der Armee basiert war. Es konnte nicht fehlen, daß eine große Gegnerschaft über diese Broschüre des Prinzen herfiel, sie zerpflückte und „im Bewußtsein der Zeit“ beleuchtete, und man möchte es fast ein Glück nennen, daß der Prinz bald darauf berufen wurde, mit einem, nach seiner Erfahrung und Überzeugung gebildeten Truppen-Korps die Aufständischen in der Pfalz und Baden, welche ihre Korps nach ihren Begriffen gebildet hatten, zu Paaren zu treiben und dadurch die beste Probe auf das Exempel zu machen.

Indem der Prinz lange Jahre damit beschäftigt war, das Heerwesen zu vervollkommnen, mußte er sich schon sehr früh darüber klar geworden sein, auf welche schwere Probe dieses Heerwesen über kurz oder lang gestellt werden könnte, und daß ihn selber vielleicht das Los treffen würde, an der Spitze desselben den Beruf Preußens für Deutschland zu erfüllen. Als er später an die Spitze des preußischen Staates trat, äußerte er: er habe ehedem nicht gedacht, daß er einst diesen Platz werde einzunehmen und diesen Beruf zu erfüllen haben. Da er zu der Zeit bereits ein Sechziger war, so begriff man dies sehr wohl; und dennoch, wenn man ihn sprechen hörte, konnte keinem unbemerkt bleiben, daß er sich sehr viel und tief mit dem Gedanken beschäftigt hatte und daß seine ganze Seele von der Frage eingenommen war, was an seiner Stelle ein

preußischer König zu thun habe. Es war eine eigentümliche Entschiedenheit und mannhafte Innigkeit, mit der König Wilhelm und auch schon der Prinz seine Vorsätze und Wünsche für den preußischen Staat zu erkennen gab. Er bekannte seine Überzeugung, daß der preußische Staat einer Erhöhung und einer Auffrischung seines alten Glanzes bedürfe. „Ich werde mich bemühen, sprach er, den Frieden zu erhalten, dennoch können Gefahren für Preußen und Deutschland heraufziehen;" und so oft er Ähnliches sprach, glaubte man immer mit Gewißheit aus seinen Worten zu vernehmen, daß er große, schicksalvolle Zeiten kommen sah und erwartete, und seine Anrede an das Volk war jedesmal eine ernste Mahnung, der Väter würdig zu sein und sich vorzubereiten. Er sprach in solchen Augenblicken auch nie von Preußen, ohne Deutschland einzuschließen, und immer war es dabei wieder in ganz bestimmter Gedankenrichtung die deutsche Heeresmacht, deren er gedachte und deren Bedürfnisse ihm am Herzen lagen. Man sah es deutlich genug, er hatte schon viel die Lage und die Gefahren Deutschlands bedacht und erwogen; er war davon durchdrungen, den Thron zu erlangen in einer Zeit, wo Tapferkeit die notwendigste Eigenschaft eines preußischen Königs sein müsse.

Wir lassen jetzt den militärischen Sturmschritt des Prinzen für einen Augenblick beiseite und folgen ihm an die Stätte seines häuslichen Glückes. Sein jüngerer Bruder, Prinz Karl, hatte sich im Januar 1827 mit der Prinzessin Maria von Sachsen-Weimar verlobt. Er selbst kam in jenem Winter ebenfalls nach Weimar und lernte die jüngere Schwester kennen, Prinzessin Augusta, von der Goethe sagte, sie sei „so bedeutend wie liebenswürdig". Wilhelm v. Humboldt äußerte sich über sie: „Ihr lebendiger und durchdringender Geist spricht aus ihrem Blick, ihre Züge sind im höchsten Grade bedeutend, und ihre ganze Gestalt wird sich gewiß in einigen Jahren noch schöner, als sie jetzt schon erscheint, entwickeln." Über die Erscheinung des Prinzen um jene Zeit haben wir ein Urteil des Freiherrn v. Gagern. „Prinz Wilhelm", schrieb derselbe, „ist die edelste Gestalt, die man sehen kann; dabei schlicht und ritterlich, munter und wohlgelaunt, doch immer mit Würde." Weiter heißt es in dem Schreiben: „Unsere Prinzessin Augusta schien ihn sehr anzuziehen, und die Berliner träumen schon von einer Verbindung."

Am 11. Februar 1829 verlobte sich der Prinz mit der Prinzessin Augusta, und am 11. Juni fand im königlichen Schlosse zu Berlin die Vermählung statt.

Aus der Stätte der Musen kam die jugendlich anmutige Fürstentochter an den preußischen Königshof. Das Land empfing sie mit Begeisterung. Es war die Zeit, wo der Name Weimar aus frischester Erinnerung noch besonders guten Klang hatte. Man begrüßte in der Braut die Freundin Schillers und Goethes. Zwanzig Jahre beinahe verflossen den Gatten in der Stille und Beschaulichkeit des Familienlebens, wenig traten sie in die Öffentlichkeit hinaus, keine Begebenheit zwang das preußische oder gar das gesamte deutsche Volk, sein Auge auf sie zu richten. Erst im Jahre 1848, in der Umwandlung all unserer politischen und gesellschaftlichen Zustände, erschien die Gestalt des Prinzen von Preußen in dem Vordergrund der Ereignisse, um nicht wieder zu verschwinden. Hoffnungen und Befürchtungen, wie der Wind und die Stimmung des Tages wechseln, knüpften sich seitdem an das erlauchte Paar. Immer lauter wurde das Zeugnis des Volkes für die Verehrung, die sie genossen, für die großen Erwartungen, mit denen alle ihrer Zukunft und der des Vaterlandes, die beide nun schon unlöslich miteinander verbunden erschienen, bewegten Herzens entgegensahen. Wie überreich ihnen und uns diese Hoffnungen erfüllt worden sind — in unvergänglichen Zeugnissen bewahrt es das Buch deutscher Geschichte. Dessen, was der kühnste Sinn und der Flug der Entwürfe in ihrer Jugend nicht zu begehren, nicht einmal zu träumen wagte, erreichten sie im Alter die Fülle.

In den Jahren, wo der Stern der meisten Menschen sich zum Niedergange senkt, ist der ihre strahlend emporgestiegen. Was auch seit 1861 auf der Bühne der Welt und in dem engeren Kreise ihres Hauses geschehen, ihnen ist alles zum Glück ausgeschlagen. Unvergleichliche Triumphe und ergreifende Tragödien haben sie mit derselben heroischen Würde und demselben edeln Gleichmute ertragen. Ununterbrochen, seit sie den Thron bestiegen, beseelt das gleiche Pflichtgefühl die gleich hohe und ernste Auffassung ihres Amtes den Kaiser und die Kaiserin. Wenn die Schlachtfelder, auf denen Deutschlands Geschick entschieden ward, von Ihm, so wissen die Wohlthätigkeitsanstalten, die Schulen und Heilstätten der deutschen Städte

von Ihr zu erzählen. Schmückt Ihn der Name des Siegreichen, ehrt Sie der Name der Mildthätigen. Erst haben wir Preußen allein — seitdem alle Deutschen in ihnen ein herrliches Vorbild aller Regententugenden verehren gelernt.

Die Prinzessin Augusta beschenkte ihren Gemahl am 1. Februar 1831 mit einem Sohne, dem Prinzen Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl, und am 31. Dezember 1838 mit einer Tochter, der Prinzessin Luise, der späteren Großherzogin von Baden.

3.

Der Prinz von Preußen.

Im März 1848 brauste der Sturm der Revolution von Paris nach Deutschland herüber. König Friedrich Wilhelm IV. war zwar von jeher nicht abgeneigt, in Verfolg seiner früheren Pläne gewisse Erweiterungen der von ihm bereits gewährten Freiheiten zu bewilligen, aber er mochte sich diese Zugeständnisse nicht gleichsam abtrotzen lassen; deshalb zögerte er mit deren Bewilligung, bis er am 18. März ein Patent erließ, in welchem den wesentlichsten Wünschen Befriedigung verheißen und zugleich eine gründliche Umgestaltung der deutschen Bundeseinrichtungen in Aussicht gestellt war.

Die Bevölkerung Berlins war auf diese Nachricht von des Königs neuer Bewilligung zahlreich auf den Platz vor dem königlichen Schloß geeilt, um sich der Wahrheit der erfreulichen Kunde zu versichern. Der König verkündete von dem Balkon des Schlosses herab noch einmal seinen wichtigen Entschluß; freudiger Jubel der befriedigten Bevölkerung begleitete ihn, als er sich wieder zurückzog. Währenddessen hatte sich aber an dem einen Portal des Schlosses viel verdächtiges Volk versammelt, welches einen Konflikt mit dem dort aufgestellten Militär herbeizuführen suchte. Zwei Schüsse, von denen niemals ermittelt worden, von wo sie ausgingen, gaben das Signal zu blutigen Szenen der Empörung, durch welche die Hauptstadt befleckt wurde. Durch die Vorspiegelung angeblichen Verrats und eines von den Soldaten vorgeblich unter den friedlichen Bürgern angerichteten Blutbads wurde die Bevölkerung Berlins zu einer gewaltsamen Erhebung verführt.

Es entbrannte ein Straßenkampf, dessen Heftigkeit von Stunde zu Stunde stieg. Als jedoch nach der blutigen Nacht der Morgen des 19. März hereinbrach, waren die Truppen des Königs überall Sieger.

Der König, inmitten seiner Familie im Schloß verweilend, hatte mit dem größten Widerstreben den Befehl zur blutigen Unterdrückung des Aufstands gegeben und mit tiefem Schmerz die Fortdauer des traurigen Kampfes empfunden. Am frühen Morgen erließ er eine herzliche Aufforderung an die Berliner, die Waffen niederzulegen und seinen väterlichen Gesinnungen zu vertrauen, doch wurde diese Ansprache von den Volksführern nur mit Hohn aufgenommen. Inzwischen erschienen zahlreiche Bürger auf dem Schloß, um in den König zu dringen, daß er das Militär zurückziehe; sie glaubten sich alsdann mit ihrem Einfluß für die Wiederherstellung der Ruhe verbürgen zu können. Friedrich Wilhelm, dessen Vertrauen zu seinem Volke noch nicht verschwunden war, gab diesen Vorstellungen Gehör, erteilte den Befehl zur Zurückziehung der Truppen und genehmigte zur Sicherung der Personen und des Eigentums die Bildung einer Bürgerwehr. Zugleich wurde die Entlassung der früheren Minister und die Bildung eines neuen Kabinetts verkündigt.

Zwar hatte der Prinz von Preußen als erstes Mitglied des Staatsministeriums das Verfassungspatent vom 18. März ebenfalls unterschrieben, zwar übernahm der König bei seinem Umritt am 21. März in der Hauptstadt die Verteidigung des durch „bösliche" Gerüchte verleumdeten Bruders, der „Soldat durch und durch sei, den biedersten und offensten Charakter besitze, aber es nicht verstehe, der Masse zu schmeicheln und sich beliebt zu machen", und gab sein Ehrenwort, daß sein Bruder „unschuldig sei an allen den Handlungen, deren er von einigen Böswilligen bezichtet wurde", — die rasende See verlangte ein Opfer für das am 18. und 19. März vergossene Blut, und der Soldat Wilhelm hatte vor allem anderen die Ungunst zu teilen, mit der die Revolution das Militärwesen überschüttete. Der Ruf „Militär fort!" spitzte sich zu Drohungen zu, die den Prinzen persönlich angingen. Dieser folgte dem Rate seiner Freunde und verließ Berlin, um nach der Pfaueninsel zu gehen. Ein schriftlicher Befehl seines

Bruders wies ihn sodann nach England, wohin er am 22. März, seinem Geburtstage, abreiste.

Das Eine war notorisch, daß der Prinz von Preußen, als es sich darum handelte, die gegen die Aufständischen siegreichen Truppen zurückzuziehen, sich diesem Ansinnen energisch widersetzte und verlangte, daß zuvor die Aufrührer die Barrikaden zu räumen hätten. Nicht die Monarchie dürfe kapitulieren, sondern die Revolution, damit diese durch eine Nachgiebigkeit, die obenein die Ehre der Armee preisgab, nicht noch eine Verstärkung erfahre. Es zeigte sich allerdings bald, was die Preisgebung der Monarchie der Armee zu bedeuten hatte.

Am 22. Mai sollte die Nationalversammlung eröffnet werden, um eine neue Verfassung für den preußischen Staat zu beraten. Das Ministerium Camphausen war der Ansicht, daß zu der feierlichen Anerkennung der Staatsverfassung die Anwesenheit des Prinzen von Preußen „als des Nächsten am Thron“ unerläßlich sei.

Der König war mit der Zurückberufung seines Bruders einverstanden und richtete an diesen ein in diesem Sinne lautendes Schreiben. Am 4. Juni langte der Prinz in Wesel an, wo die Behörden und das Offizierkorps ihn begeistert empfingen. In seiner Ansprache an dieselben sagte er:

„Es hat sich vieles in unserem Vaterlande geändert. Der König hat es gewollt; des Königs Wille ist mir heilig; ich bin sein erster Unterthan und schließe mich mit vollem Herzen den neuen Verhältnissen an; aber Recht, Ordnung und Gesetz müssen herrschen, keine Anarchie; dagegen werde ich mit meiner ganzen Kraft streben, das ist mein Beruf. Wer mich gekannt hat, weiß, wie ich immer für das Vaterland geglüht habe.“

Als Abgeordneter (für Wirsitz) in die preußische Nationalversammlung gewählt, erklärte der Prinz daselbst: „Nicht nur die Blicke Preußens, die Blicke der Welt sind auf unsere Versammlung gerichtet, da durch sie eine Vereinbarung mit unserem Könige herbeigeführt werden soll, welche für lange Zeit die Schicksale des preußischen Volks und seiner Könige feststellt. Welch ein hoher Beruf! Je heiliger dieser Beruf ist, je heiliger muß der Geist und die Gesinnung sein, welche unsere Beratungen leiten. Die konstitutionelle Monarchie ist die

Regierungsform, welche unser König zu geben uns vorgezeichnet hat. Ich werde ihr mit der Treue und Gewissenhaftigkeit meine Kräfte weihen, wie das Vaterland sie von meinem ihm offen vorliegenden Charakter zu erwarten berechtigt ist. Dies ist die Pflicht eines jeden Vaterlandsfreundes, vor allem also die meinige als des ersten Unterthans des Königs."

Die Nationalversammlung, aus den Wahlen politischer Unreife hervorgegangen, entsprach nicht den an sie geknüpften Erwartungen. Das immer weiter ausartende Treiben der Umsturzpartei führte zur Einsetzung des Ministeriums Graf von Brandenburg, in welches auch der vortragende Rat bei dem Prinzen von Preußen, Otto v. Manteuffel, eintrat, und zur Auflösung der Nationalversammlung. Die von dem Parlamente in Frankfurt dem Könige angebotene deutsche Kaiserkrone wurde von demselben abgelehnt; er sah darin eine Frucht der revolutionären Entwickelung der deutschen Verhältnisse. Die Deputation, welche dem Könige die Krone darbrachte, wurde auch vom Prinzen empfangen. Von Interesse ist, wie später ein Mitglied dieser damaligen Deputation über den Empfang derselben berichtet hat, nämlich in der folgenden Weise: „Der Prinz von Preußen trat, nachdem wir ihm einzeln vorgestellt waren, mit gewinnender Persönlichkeit in unsere Mitte und eröffnete eine förmliche staatsrechtliche Diskussion über die Lage der deutschen Sache; er redete hierbei mit Geist und Gewandtheit in fließender, beredter Sprache, mit Ernst und Gefühl für die große Angelegenheit des Vaterlandes, mit Schonung und hoher Achtung vor unserer, der seinigen entgegengesetzten, Auffassung. Denn natürlich mußte er den Standpunkt des Königs einnehmen; es war dies eine gebotene Pflicht für ihn als Prinzen des Hauses und doppelt schicklich, da er als Thronfolger jeden Schein eines Prätendenten oder auch nur der Opposition vermeiden muß. Endlich, als er nicht uns und wir nicht ihn überzeugen konnten, schloß er mit der Versicherung, daß der König von der besten Absicht getragen sei, daß nur die notwendig gebotenen Rücksichten auf das Verhältnis zu seinen Mitfürsten, welches von zartester Natur sei, ihn auf den eingeschlagenen Weg geführt hätten, in der Überzeugung, daß gerade dies der Weg zum Ziel sei, und wir alle gewiß noch dies Ziel erreichen würden, insofern nur die Reichsversammlung und mit ihr die Deputation der

ruhigen Entwickelung nicht vorgreife, und nicht vorschnell die Sachlage alteriere. Mit dieser Schlußerklärung zog er sich zurück."

Über dieselbe Angelegenheit äußerte sich der Prinz in einem Briefe an den Grafen Stillfried unterm 26. Mai (1849) in der folgenden Weise: „Ihr Schreiben vom 16. d. M. ist mir richtig zugegangen und erkenne ich aus demselben Ihre Anhänglichkeit an den König und sein Haus. Wenn Sie sagen, daß die deutsche Einheits-Idee auch in Pommern Anklang findet und man die Annahme der deutschen Verfassung wünsche, wie sie aus zweiter Lesung hervorgegangen ist, so bin ich von dem Wunsche jener Einheit ebenso durchdrungen wie irgend jemand. Aber gerade darum bin ich ganz entschieden gegen die Annahme jener Verfassung und kann nur die Weisheit des Königs loben, daß er sie, so wie sie ist, nicht annahm. Ich ersuche Sie, die Personen, welches Ranges und Standes sie sein mögen, die sich für Annahme der Verfassung aussprechen, zu fragen, ob sie dieselbe Paragraph für Paragraph gelesen haben, und wenn dies geschehen, ob sie die Paragraphen genau geprüft haben und sich davon überzeugt halten, daß die Stellung, die man dem sogenannten Kaiser gegeben hat, eine solche ist, die Macht und Kraft verleihet, um dem gesamten Deutschland zum Heile zu gereichen? Eine solche Prüfung wird ergeben, daß alle Macht dem Parlamente gegeben ist und das Oberhaupt nur zum Schein besteht, dessen man sich bei Gelegenheit entledigen kann, um zur Republik zu gelangen. Die Republikaner wissen sehr wohl, daß Preußen aus diesen Gründen die Krone ablehnte; daher haben sie schon jetzt die Maske abgeworfen und suchen sofort auf dem Wege der Empörung gleich zu erreichen, was ihnen sonst Jahre lang Anstrengung gekostet hätte, sie aber sicherer zum Ziele führt, wenn sie ein Schattenbild von Kaiser geschaffen. Dies kann nicht der Gang sein, den die treuen Pommern gehen wollen, und es kommt nur darauf an, ihnen dies alles klar zu machen, statt nachzusprechen, was die Wühler erzählen. In wenig Tagen wird der König sprechen, und die, welche hören, sehen und verstehen wollen, werden Ihn preisen für den Gang, den er geht. Die niederliegenden materiellen Interessen werden aufblühen, wenn Ordnung und Gesetz hergestellt sind; das Ministerium, das Vertrauen und nicht Mistrauen verdient, arbeitet unablässig

an den Vorlagen dazu. Daher nur Mut gefaßt zum König, und Preußens Geschick wird sich erfüllen, d. h. es muß an die Spitze Deutschlands kommen, aber auf eine Art, die Dauer und Heil verspricht, und beides erreicht man durch Kraft und Konsequenz; und indem man die Rechte anderer berücksichtigt und schont, erhält man sich sein eigenes Recht.

Ihr
Prinz von Preußen."

Die Ablehnung der Kaiserwürde versetzte Deutschland von neuem in heftige Aufregung. Auch die preußische zweite Kammer, die auf Grund der neuen, vom Könige gegebenen Verfassung einberufen wurde, sprach sich mit solcher Bitterkeit über den Schritt des Königs aus, daß ihre Auflösung erfolgte. In Sachsen, in der Pfalz, in Baden brachen Aufstände aus. Der Großherzog von Baden hatte sich nach Frankfurt begeben, die Hilfe der Reichsgewalt zu erbitten. Da er aber hier kräftige Unterstützung nicht finden konnte, so wandte er sich gleich darauf an den König von Preußen, den soeben auch Bayern um Hilfe für die Pfalz gebeten hatte. Unverweilt ließ Friedrich Wilhelm Truppen nach dem Süden marschieren, an deren Spitze der ritterliche Prinz von Preußen trat, begleitet von seinem jungen, mutigen Neffen Prinz Friedrich Karl. Die Preußen rückten zuerst in die Pfalz ein; schnell gelang es ihnen, dort den Aufruhr zu dämpfen. Die Aufständischen ergriffen überall die Flucht und eilten vor ihnen her nach Baden, um sich da mit der Hauptmasse der Demokraten zu verbinden.

Sowie in der Pfalz die Ruhe wieder hergestellt war, führte der Prinz von Preußen seine Truppen über den Rhein zur Unterdrückung des badischen Aufstandes. Es mochte den Prinzen seltsam gemahnen, daß er jetzt hier vom linken auf das rechte Ufer überging, so nahe der Stelle, wo er 35 Jahre früher zuerst den Franzosen feindlich gegenüber gestanden. Der 23. Juni brachte das Gefecht von Upstadt, der 25. das von Durlach und den Einmarsch in Karlsruhe. Die Gefechte von Bischweyer und von Kuppenheim am 29. und 30. Juni schlossen die Operationen im freien Felde ab. Vom 19. bis 23. Juni wurde Rastatt belagert und bezwungen. Bevor die Aufständischen ausrückten, um vor den Preußen die Waffen zu strecken, dankte der Prinz seinen Truppen für ihre Tapferkeit

und Treue und wies in eindringlichen Worten darauf hin, wie sie in wenig Augenblicken das traurige Schicksal der Entwaffnung von Soldaten erblicken würden, die ihrem Fürsten und ihren Fahnen eidbrüchig geworden seien. Dann aber entfernte er sich, ehe der Ausmarsch begann: „Ich will diese Leute nicht sehen!“ Nach der Kapitulation empfing der Prinz am 24. Juli den Orden pour le mérite und die Schwerter zum roten Adlerorden, und als er sich am 25. September von der Operationsarmee verabschiedete, durfte er mit Recht sagen: „Kameraden! Niemand von uns lasse sich den Ruhm entreißen, den Preußens Heer sich um Deutschland erworben hat. Und braucht das Vaterland von neuem unsern Arm, so möge der Ruf unseres Königs uns wieder zusammenführen! Er weiß, daß er uns vertrauen kann!“ Am 13. Oktober führte der Prinz selbst das 1. Bataillon (Berlin) 2. Garde-Landwehr-Regiments nach Berlin hinein und wurde hier mit Begeisterung empfangen. Wohl versteht man ihn, wenn er bei dieser Gelegenheit wiederholt darauf hinwies, welchen unschätzbaren Hort Preußen in der verhängnisvollen Zeit an seinem festen, treuen Heer gehabt. Dem Präsidenten der ersten Kammer sagte er: „Möge die Kammer bedenken, daß noch kaum ein Jahr vergangen ist, daß sich unser preußisches Vaterland fast an demselben Abgrunde befunden, in welchen das Land, das ich soeben pacifiziert habe, wirklich gestürzt ist. Preußen hat hauptsächlich sein treffliches Heer vor ähnlichem Unglück bewahrt. Darum empfehle ich die Armee der steten und besonderen Sorgfalt der Kammern.“

Noch ehe der Prinz Baden verlassen hatte, war er von Sr. Maj. dem Könige zum Militärgouverneur am Rhein und in Westfalen und zum Oberbefehlshaber der einstweilen noch in Baden und in Frankfurt a. M. stehenbleibenden preußischen Truppen ernannt worden. 1850 wohnte er den Revuen über russische Truppen in Warschau und Petersburg und der Grundsteinlegung der neuen Burg zu Hohenzollern bei.

Damals schon drohte eine kriegerische Verwickelung mit Österreich. Preußen hatte die „deutsche Union“ gegründet, einen Bund mit den norddeutschen Kleinstaaten. Ein nach Erfurt berufenes Parlament beriet die Verfassung dieses Bundes. Der Prinz von Preußen suchte im Juni 1850, wo er in Warschau mit dem Kaiser Nikolaus und dem öster-

reichischen Minister Fürst Schwarzenberg zusammenkam, ersteren für die nationalen Pläne Preußens zu gewinnen, aber vergebens. Zu dem gleichen Zwecke erfolgte im Oktober die Sendung des Grafen Brandenburg nach Warschau, der dort mit Nikolaus und dem österreichischen Kaiser verhandeln sollte. Nikolaus sprach so beleidigend über seinen königlichen Schwager, daß jedes Preußenherz darüber empört sein mußte und Graf Brandenburg davon erkrankte und starb. Österreich hatte schon angefangen zu rüsten. Preußen that desgleichen. Herr v. Manteuffel, an der Stelle des Herrn v. Radowitz Minister des Auswärtigen geworden, machte noch einmal in Olmütz einen Versuch, um in einer Konferenz mit dem Fürsten von Schwarzenberg dem Kriege vorzubeugen. Nur durch eine tiefe Demütigung Preußens konnte der Friede erkauft werden. Durch die Unterzeichnung der Olmützer Bedingungen verpflichtete sich Preußen, seine Einheitsbestrebungen aufzugeben, Schleswig-Holstein den Dänen zu überliefern, seine Truppen aus Baden zurückzuziehen und den alten deutschen Bundestag wieder anzuerkennen.

Schon im Februar 1851 trat die Armee auf Friedensfuß und der Prinz, dem das Kommando übertragen war, in die Stellung des Militärgouverneurs am Rhein und in Westfalen zurück.

Die Mobilmachung von 1850 gab viel zu denken. Im Jahre 1840 hatte der preußische Staat eine Staatsausgabe von 55½ Millionen Thalern gehabt, von der fast 24 Millionen Thaler auf das Heer entfielen. Im Jahre 1850 waren die Staatsausgaben um mehr als 40 Millionen, die für das Heer nur um 3½ Millionen gewachsen. Man sparte an der Armee relativ 14 Millionen Thaler und stellte damit noch nicht einmal ganz so viel Truppen auf, wie zehn Jahre vorher. Die Folgen dieses Systems waren bei der Mobilmachung unzweideutig hervorgetreten, und von diesem Augenblicke an war die Aufmerksamkeit des Prinzen unverrückt auf eine Reorganisation der Armee gerichtet, deren Notwendigkeit von Jahr zu Jahr immer deutlicher und dringender hervortrat.

Am 31. Mai 1851 fand die feierliche Einweihung des Monuments Friedrichs des Großen in Berlin statt, zu welcher der Prinz von Preußen die militärischen Anordnungen zu treffen hatte und zwar ganz entsprechend denen der

Grundsteinlegung. Der hohe Herr kommandierte an diesem Tage das Gardekorps. Im Sommer desselben Jahres wohnte er wieder einer Revue russischer Truppen bei Warschau, der Enthüllung des Denkmals für die in der badischen Kampagne Gefallenen zu Karlsruhe und endlich der Huldigung in Hohenzollern bei.

Im Jahre 1852 bei der Feier der vor 150 Jahren erfolgten Einverleibung der Grafschaft Mörs in den preußischen Staat empfing der Prinz die erste der neugestifteten Denkmünzen des Hausordens von Hohenzollern. Im folgenden Jahre wohnte er Truppenübungen in England und Österreich bei und sah bei Olmütz zum erstenmal das ungarische Regiment, dessen Chef er war.

Das Jahr 1854 brachte dem Prinzen von Preußen die Ernennung zum Generaloberst der Infanterie mit dem Range eines Feldmarschalls (20. März). In demselben Jahre, zum Gouverneur von Mainz ernannt, trat er in näheren Verkehr mit dem preußischen Bundestagsgesandten in Frankfurt, dem ersten der Paladine, die berufen waren, sein späteres Werk ihm vollbringen zu helfen. Herr v. Manteuffel hatte den Herrn v. Bismarck nach Frankfurt geschickt, da er in ihm den tüchtigsten Mann erkannte, welcher fähig wäre, die Stellung Preußens gegen das nach dem Siege von Olmütz übermütig gewordene Österreich zu behaupten. Prinz von Preußen verfehlte nicht, den Herrn v. Bismarck wiederholt aufzusuchen. In ihren Unterredungen entwickelte sich das spätere Verhältnis, in welches sie zueinander traten. In das Jahr 1854 fiel das schöne Fest der silbernen Hochzeit des Prinzen.

Am 20. September 1856 fand in Berlin die Vermählung der Prinzessin Luise mit dem Großherzog Friedrich von Baden statt. Im Juli 1857 verlobte sich Prinz Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Victoria von England, als der erste preußische Prinz, welcher dem Beispiele Heinrichs des Löwen folgte und seine Brautfahrt über das Meer nach dem wellenumspülten Albion unternahm. Es war ein Lieblingsgedanke des Barons Stockmar, des bekannten Vertrauten des Prinzgemahls, die Prinzeß Victoria, älteste Tochter der Königin Victoria und des Prinzen Albert von Sachsen-Koburg, dem Sohne des Prinzen von Preußen zu vermählen, um so die gelockerten Familienbande zwischen den

beiden mächtigsten protestantischen Fürstenhäusern neu zu befestigen. Die von ihm ausgehende Anregung kam während des Besuchs des Prinzen und der Prinzessin von Preußen, sowie des Prinzen Friedrich Wilhelm in London zur Weltausstellung von 1851 zu ernsterer Erwägung. König Friedrich Wilhelm IV. gab, obwohl er infolge der politischen Ereignisse während des Krimkrieges nicht nur gegen das Kabinett, sondern auch gegen den Hof von St. James ernstlich verstimmt war, diesem Heiratsprojekt seine Zustimmung und so konnte denn „Prinz Fritz Wilhelm“ am 14. September 1855 in Balmoral, der königlichen Residenz in Hochschottland, seinen Werbebesuch machen. „Der junge Mann — berichtet der Prinzgemahl darüber an Stockmar unterm 20. September — hat seinen Antrag an uns gestellt mit Erlaubnis seiner Eltern und seines Königs; wir haben ihn für uns acceptiert, doch für den andern Teil bis nach der Konfirmation zu suspendieren gebeten, bis dahin solle alle Unbefangenheit und Kindlichkeit ungestört bleiben; dann im Frühjahr wünscht der junge Mann seinen Antrag ihr selbst zu stellen — das Geheimnis soll gewahrt werden, so gut es geht. — Der junge Herr hat mir recht wohl gefallen. Große Geradheit, Offenheit und Ehrlichkeit sind vorzüglich hervorstechende Eigenschaften. Er scheint vorurteilsfrei und in hohem Grade wohlmeinend; spricht sich als persönlich durch Vicky sehr angezogen aus. Daß sie nichts einzuwenden haben wird, halte ich für wahrscheinlich.“ Ein paar Tage später heißt es: „Victoria ist unendlich aufgeregt — doch alles geht sacht und vorsichtig. Der Prinz ist wirklich verliebt und die Kleine strengt sich an zu gefallen.“ Am Tage vor der Abreise des Prinzen kam es trotz aller guten Vorsätze doch zur Erklärung, die Königin und ihr Gemahl hatten darein gewilligt. „Als wir nun heute (29. September) Nachmittag — schreibt Prinz Albert — den Craig-na-Bau hinaufritten, brach er einen Zweig weißer Haideblumen (der Glück bedeutet), gab ihr denselben und knüpfte daran auf dem Heimwege, den Glen Girnoch hinab, Andeutungen seiner Hoffnungen und Wünsche, die dann alsbald in Erfüllung gingen.“ — „Vicky hat sich wirklich, berichtet der Prinzgemahl unterm 2. Oktober, ganz vortrefflich benommen, sowohl bei der näheren Erklärung am Sonnabend, als in ihrer Selbstbeherrschung seitdem und beim Abschied. Sie zeigte gegen Fritz und uns

die allerkindlichste Aufrichtigkeit und das schönste Gefühl. Die jungen Leute sind heftig ineinander verliebt und die Reinheit, Unschuld und Uneigennützigkeit des jungen Mannes ist auf der andern Seite gleich reizend gewesen." Die öffentliche Verlobung wurde „aus politischer und persönlicher Konvenienz" jedoch noch hinausgeschoben. „Wir sind dazu gar zu unvorbereitet, schreibt der Prinzessin Vater an seinen Vertrauten nach Gotha, wir haben noch keinen unserer Minister sprechen können, wir müssen Frankreich gegenüber vorsichtig sein."

Napoleon erfüllte die bevorstehende Familienverbindung zwischen dem englischen und preußischen Königshause mit Mißtrauen, er fürchtete, daß England, dem preußischen Einfluß nachgebend, den Bund mit Frankreich lösen würde. Als es sich um die Zulassung preußischer Bevollmächtigter zu den Pariser Friedenskonferenzen handelte, spielte der Kaiser wiederholt darauf an. England habe, bemerkte er Lord Clarendon gegenüber, ein großes Interesse für Preußen, denn die Königin müsse wegen der Heirat der Prinzeß Royal bedacht sein, mit demselben auf gutem Fuße zu stehen. Als ihm Clarendon erwiderte, die Privatgefühle der Königin könnten niemals auf das, was sie für Englands Ehre und Interessen für Recht halte, von Einfluß sein, rief Napoleon freudig aus: „Ah, das ist sehr schön, das höre ich gern — ich freue mich, daß Sie mir diese Versicherung geben." Er wollte sagen: diese Beruhigung. Als Prinz Friedrich Wilhelm im Dezember 1856 mit einem Schreiben der Königin Victoria in Paris erschien, wurde er von dem Kaiser und der Kaiserin mit Auszeichnung empfangen; Napoleon schrieb darauf der Königin: „Der Prinz gefiel uns sehr gut, und ich zweifle nicht, daß er die Prinzeß Royal glücklich machen wird; denn er scheint mir jede Eigenschaft zu besitzen, welche seinem Alter und seinem Range zukommt. Wir haben uns bemüht, seinen Besuch in Paris so angenehm wie möglich zu machen; aber ich fand, daß seine Gedanken stets in Osborne oder in Windsor waren."

Die Vermählung wurde am 25. Januar 1858 in London gefeiert, und am 8. Februar folgte der Einzug des neuvermählten Paares in Berlin.

Am 1. Januar 1857 waren es 50 Jahre, daß der Prinz von Preußen der Armee angehörte. Zahlreiche Deputationen fanden sich zu diesem Jubiläum ein. Der König überreichte

seinem Bruder einen kostbaren Degen, die Abgesandten der Armee einen silbernen Ehrenschild, die Deputation der Veteranen einen silbernen Helm. Auf die von einer Deputation des Landtages ihm dargebrachten Glückwünsche erwiderte der Prinz: „Ich fühle mich hochbeglückt, am heutigen Tage von allen Seiten Beweise der Liebe und Zuneigung zu empfangen, habe mich aber auch schon gefragt, ob ich diese Liebeszeichen verdiene, ob ich dieser herzlichen Teilnahme würdig bin. Ich nehme sie mit freudigem Herzen entgegen, weil ich sie betrachte als Anerkennung meines guten Willens, in allen Beziehungen und in jeder Stellung meine Schuldigkeit zu thun. Daraufhin ist mein tägliches Gebet gerichtet. — Wir stehen am Vorabend großer, ernster Ereignisse: es ist zu erwarten, daß Se. Majestät der König bald Veranlassung hat, einen Teil der Armee zu den Waffen zu rufen, und jeder wird, das weiß ich gewiß, dem Rufe seines Königs gern und mit Freuden folgen. Aber ich bitte Sie, meine Herren, Sie, die Vertreter des Volkes, rütteln Sie durch Ihre Einsprachen und Urteile nicht an dem herrlichen Kleinode unseres Vaterlandes, an der Wehrhaftigkeit des Volkes. Die Armee ist gut, die Disziplin ist vortrefflich; um diesen trefflichen Geist zu erhalten, gehört sehr viel dazu, es gehört das dazu, daß Sie, daß das Volk für denselben ist." Was waren das für „große, ernste Ereignisse," die der Prinz kommen sah? Ehe sie kamen, trat für den Prinzen und das Land eine unerwartete Wendung der Dinge ein.

4.

Der Prinz-Regent.

Von einer Reise nach Wien zurückgekehrt, erkrankte im September 1857 König Friedrich Wilhelm IV. Am 23. Oktober übertrug ein Erlaß von ihm die stellvertretende Regierung dem Prinzen von Preußen, und ein Jahr später, am 7. Oktober 1858, ersuchte ein andrer Erlaß den Prinzen, die königliche Gewalt in alleiniger Verantwortlichkeit gegen Gott, nach bestem Wissen und Gewissen, in des Königs Namen als Regent auszuüben und hiernach die erforderlichen weiteren Anordnungen zu treffen. Am 25. Oktober leistete der Regent im Weißen Saale des königlichen Schlosses in Anwesenheit der beiden Häuser des Landtages den Eid auf die Verfassung des Königreichs. Darauf gab das Ministerium Manteuffel seine Entlassung ein, und der Fürst Anton von Hohenzollern-Sigmaringen wurde am 5. November mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. Dasselbe, bestehend aus den Herren v. Auerswald, Graf Schwerin, v. Bonin, v. Patow, v. Schleinitz u. s. w., zählte lauter Männer von freisinnigen Grundsätzen, doch von politischer Mäßigung. Sie waren entschlossen, dem Prinz-Regenten die Scharte von Olmütz auszuwetzen zu helfen und Preußen diejenige Stellung in Deutschland zu erringen, welche demselben, wenn die wirklichen Machtverhältnisse in die Wagschale gelegt wurden, von Rechts wegen gebührten.

In einer Ansprache an das neue Ministerium vom 8. November sagte der Regent: „Die Armee hat Preußens Größe geschaffen und dessen Wachstum erkämpft; ihre Ver-

nachlässigung hat eine Katastrophe über sie und dadurch über den Staat gebracht, die glorreich verwischt worden ist durch die zeitgemäße Reorganisation des Heeres, welche die Siege des Befreiungskrieges bezeichneten. Eine vierzigjährige Erfahrung und zwei kurze Kriegs-Episoden haben uns indes auch jetzt darauf aufmerksam gemacht, daß manches, was sich nicht bewährt hat, zu Änderungen Veranlassung geben wird. Dazu gehören auch ruhige politische Zustände und — Geld, und es wäre ein schwer sich bestrafender Fehler, wollte man mit einer wohlfeilen Heeresmacht prangen, die deshalb im Momente der Entscheidung den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Wagschale legen zu können."

Das erste Regierungsjahr des Prinz-Regenten nahm das durch den Krieg Frankreichs und Sardiniens gegen Österreich, dessen Einfluß auf der italienischen Halbinsel gebrochen werden sollte, erregte Interesse in Anspruch. Prinz Jérome Bonaparte war schon 1857 in Berlin. Er wurde vom König Friedrich Wilhelm IV. mit großer Geringschätzung behandelt. Nachdem er demselben das Großkreuz des Ordens der Ehrenlegion überreicht hatte, begab er sich zum Prinz von Preußen in ein Nebenkabinett, und sprach etwa drei Viertelstunden mit ihm. Beim Herausgehen wandte er sich an die preußischen Offiziere und äußerte sich über den Prinzen von Preußen: „Das ist ein Mann; er weiß, was er will; man wird bald mit ihm fertig." Cavour suchte den Prinzen von Preußen im Juli 1858 in Baden-Baden auf und wußte einen guten Eindruck auf ihn zu machen. „Er ist gar nicht so revolutionär, als man von ihm sagt," äußerte der Prinz. Ein preußischer Minister äußerte bald darauf in Berlin: „Ganz entschieden! Cavour hat den Prinzen erobert." Im April 1859 traf der österreichische Erzherzog Albrecht in Berlin ein. Der Prinz von Preußen konnte nicht die Hand dazu bieten, Österreichs Einfluß in Italien zum herrschenden zu machen. Er ließ aber, nach den ersten französischen Siegen, die preußische Armee mobilisieren und beantragte die Mobilmachung der deutschen Bundeskontingente in Frankfurt beim Bundestage, indem er für Preußen den Oberbefehl über die ganze deutsche Streitmacht verlangte. Während noch darüber verhandelt

wurde, schloß Österreich den Frieden von Villafranka. Seine Eifersucht auf Preußen war so groß, daß es lieber die Lombardei abtreten, als Preußen die selbständige Führung der Bundesarmee überlassen wollte. Es fürchtete, daß durch diesen Vorgang das Verhältnis der deutschen Mittelstaaten zu Österreich zu dessen Gunsten verändert und daß vollends durch einen Sieg des Prinz-Regenten über die Franzosen die Hegemonie über Deutschland ganz unwiderruflich Preußen zufallen würde.

Im Juni 1860 wünschte Kaiser Napoleon eine persönliche Zusammenkunft mit dem Prinz-Regenten. Er wollte, wie er sagte, die in Deutschland herrschenden Besorgnisse vor einer Angriffspolitik Frankreichs zerstreuen. Man kannte seine Absichten auf Belgien und das linke Rheinufer. Der Prinz-Regent lud die Könige von Bayern, Württemberg, Sachsen, Hannover ein, sich um ihn in Baden-Baden zu versammeln. In einer Ansprache an dieselben dankte er den Fürsten, daß sie zur Unterstützung dieses Vorhabens herbeigeeilt seien. Diesen Vorgang nehme er gern als ein Unterpfand an, daß, wenn Deutschland Gefahr drohen sollte, die deutschen Fürsten noch eifriger und zahlreicher zusammenstehen würden. Die Intention des Prinz-Regenten, in welcher die Zusammenkunft stattgefunden habe, nämlich die gemeinsamen deutschen Interessen Frankreich gegenüber zu vertreten, sei durch die Anwesenheit der Fürsten wesentlich unterstützt worden. Der Kaiser Napoleon, wie er sich wiederholt dahin ausgesprochen, habe mit der Begegnung die Absicht verknüpft, Beweise seiner friedlichen Gesinnungen zu geben und die aufgeregten Gemüter in Deutschland zu beruhigen. Sämtliche anwesende Fürsten hätten die in diesem Sinne wiederholten und übereinstimmenden Erklärungen des Kaisers Napoleon entgegengenommen. Der Kaiser selbst werde aus der offenen und freimütigen Art, wie diese Erklärungen empfangen wurden, die Überzeugung gewonnen haben, daß seinen Versicherungen Glauben geschenkt worden sei. Der Prinz-Regent habe die Zusammenkunft in der Voraussetzung und unter der Bedingung angenommen, daß die Integrität der Grenzen des Vaterlandes durch nichts in Frage gestellt werde. Indem der Kaiser darein gewilligt und sich daraufhin nach Baden-Baden begeben, habe er diese Integrität anerkannt. Der Prinz-Regent aber glaube damit einen neuen Beweis

gegeben zu haben, wie sehr seine Politik die Interessen Gesamt-Deutschlands im Auge habe. Er halte es für die Aufgabe nicht nur der deutschen, sondern auch der europäischen Politik Preußens, die Integrität der Grenzen Deutschlands zu wahren; diese werde stets die erste Sorge des Regenten sein, und er werde sich in der Erfüllung dieser Aufgabe auch dadurch nicht beirren lassen, daß seine Auffassung über den Gang und die Ziele der preußischen und deutschen Politik von einigen seiner Bundesgenossen nicht geteilt werde. Über die Loyalität seiner Bemühungen, eine Reform der Bundesverfassung anzustreben und die Kräfte Deutschlands zur gedeihlichen Wirksamkeit zu entfalten, könne kein Zweifel bestehen. Diese Bemühungen hätten nicht in der Absicht stattgehabt, das zwischen den deutschen Regierungen bestehende völkerrechtliche Band zu erschüttern. Die Akte seiner Regierung hätten gezeigt, daß Preußen für den Augenblick weitergehende Reformen nicht erstreben wolle, aber genau die Punkte bezeichnet, die festgehalten werden müßten.

Österreich habe neuerdings Schritte zu einer Annäherung gethan. Der Prinz-Regent lege darauf großen Wert, und seine deutschen Bundesgenossen würden von den Fortschritten derselben Kunde erhalten. Indem der Prinz-Regent an dem Wege, welchen er in Preußen und Deutschland bisher eingeschlagen, festhalte, hoffe er, daß sich auf demselben immer mehr deutsche Regierungen mit ihm vereinigen würden. Er hoffe, daß infolge dieser Zusammenkunft nicht nur ein Zusammenstehen der deutschen Fürsten dem Auslande gegenüber, sondern auch eine Annäherung in inneren Angelegenheiten auf dem von Preußen betretenen Wege bewirkt werden möge. Daß es Napoleon bei allen seinen Annäherungsversuchen darum zu thun war, Preußen nur sich vergrößern zu lassen, um für sich selbst an der Nordostgrenze Frankreichs sein Land zu erweitern, wußte der Prinz ja schon längst. Bei der Beharrlichkeit, mit welcher Napoleon diesen Plan, durch Annektierung Belgiens und des linken Rheinufers seiner Dynastie eine festere Grundlage zu geben, verfolgte, lag aber auch der Gedanke sehr nahe, daß Napoleon, wenn er zur Überzeugung gelangt sei, Preußen werde unter keiner Bedingung auch nur ein Kleefeld an Frankreich abtreten, die Grenzerweiterung, welche er nicht im Bunde mit Preußen erreichen konnte, im Kriege mit Preußen

erstreben werde. Um so dringender erschien es dem Prinz-Regenten, das Pulver trocken, die Waffe scharf zu halten.

Dazu sollte die Reorganisation der Armee dienen. Der kleine Feldzug nach Schleswig-Holstein im Jahre 1848 hatte schon allgemein das Lästige des Zustandes recht zum Bewußtsein gebracht, daß man auch nicht ein einziges Linien-Regiment auf den Kriegsfuß setzen konnte, ohne zugleich ein Landwehr-Regiment zu mobilisieren. Die beiden Mobilmachungen von 1850 und 1859 hatten manche Schwächen in den militärischen Einrichtungen aufgedeckt und mancher tüchtige Offizier, der zugleich ein guter Patriot war, war wohl zufrieden damit gewesen, daß es Preußen bei diesen Gelegenheiten erspart blieb, die Schlagfertigkeit unserer Armee nach allen Seiten hin zu erproben. Es sollte nun die Friedensstärke erhöht werden (von 150,000 Mann auf etwa 213,000); es galt also, mehr Mannschaften zur Fahne einzuberufen, zur Gewinnung von Kadres neue Infanterie-Bataillone und Kavallerie-Regimenter zu errichten, an der dreijährigen Dienstzeit festzuhalten, den Dienst in der Reserve von 2 auf 4 Jahre zu verlängern, dagegen den Dienst in der Landwehr ersten Aufgebots von 7 auf 4, in der Landwehr zweiten Aufgebots von 7 auf 5 Jahre zu vermindern. Die Dienstpflicht in der Linie und in der Reserve sollte also 7 Jahre, die in der Landwehr 9, die Gesamtdienstzeit 16 Jahre dauern, während sie bisher 19 gedauert hatte. Finanziell handelte es sich bei dieser Reorganisation der Armee um eine Mehrausgabe von etwa 10 Millionen jährlich. Als teilweise Deckung sollte der Ertrag dienen, der von der Aufhebung der Grundsteuer-Befreiung für Rittergüter zu erwarten war.

Gleich in der Ansprache an das neue Staatsministerium vom November 1858 bezeichnete, wie wir gesehen haben, der Prinz das Bedürfnis einer Armee-Reform als einen der Hauptgegenstände seiner fürstlichen Fürsorge und wies auf die Gefahr hin, mit einer wohlfeilen Heeresverfassung zu prangen, die im Moment der Entscheidung den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer müßte mächtig und angesehen sein, um, wenn es gelte, ein schwer wiegendes Gewicht in die Wagschale legen zu können.

Der im Jahre 1859 ausgebrochene Krieg Frankreichs und Italiens gegen Österreich führte auch für Preußen die

Notwendigkeit der Kriegsbereitschaft herbei. Sie gab den nächsten Anlaß und praktischen Ausgangspunkt für die Ausführung der Armee-Reform. Es schien aber unerläßlich, die damals ins Leben gerufenen Grundlagen einer neuen Organisation alsbald festzustellen und auf denselben behufs fortdauernder erhöhter Kriegsbereitschaft der Armee weiter fortzubauen. Mit dieser Absicht trat das Kriegsministerium Hohenzollern-Auerswald gleich beim Beginn der folgenden Session des Landtags hervor. Als der Zeitpunkt, bis zu welchem die im Jahre 1859 beschlossene Kriegsbereitschaft genehmigt war, nämlich der 1. Mai 1860, herankam, legte die Regierung einen Gesetz-Entwurf vor, durch welchen der Kriegsminister zur Aufrechterhaltung und Vervollständigung derjenigen Maßnahmen ermächtigt werden sollte, welche für die fernere Kriegsbereitschaft und erhöhte Streitbarkeit des Heeres erforderlich und auf den bisherigen gesetzlichen Grundlagen thunlich wären. Es wurde zu diesem Zwecke die Bewilligung von neun Millionen für die Zeit vom 1. Mai 1860 bis zum 30. Juni 1861 verlangt. Der Landtag genehmigte abermals die Vorlage. Der Prinz-Regent konnte bereits in der Allerhöchsten Ordre vom 4. Juli 1860, durch welche den Truppenteilen aller Gattungen ihre definitiven Benennungen erteilt wurden, die Reorganisation als nunmehr vollendet erklären. Am 18. Januar 1861, dem Jahrestage der Erhebung Preußens zu einem Königreiche (1701), entfalteten sich die Fahnen und Standarten von 154 neuen Bataillonen und Schwadronen vor dem Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin.

5.

Der König.

Am 2. Januar 1861 erlöste ein sanfter Tod den König Friedrich Wilhelm IV. von seinen Leiden. Er wurde in der Friedenskirche zu Potsdam beigesetzt. Bei seiner Thronbesteigung erließ König Wilhelm eine Proklamation, worin er sagte: „Es ist Preußens Bestimmung nicht, dem Genuß der erworbenen Güter zu leben. In der Anspannung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in dem Ernst und der Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnung, in der Vereinigung von Gehorsam und Freiheit, in der Stärkung seiner Wehrkraft liegen die Bedingungen seiner Macht; nur so vermag es seinen Rang unter den Staaten Europas zu behaupten.

„Ich halte fest an den Traditionen Meines Hauses, wenn Ich den vaterländischen Geist Meines Volkes zu heben und zu stärken Mir vorsetze. Ich will das Recht des Staates nach seiner geschichtlichen Bedeutung befestigen und ausbauen und die Institutionen, welche König Wilhelm der Vierte ins Leben gerufen hat, aufrecht erhalten. Treu dem Eide, mit welchem Ich die Regentschaft übernahm, werde Ich die Verfassung und die Gesetze des Königreichs schirmen. Möge es Mir unter Gottes gnädigem Beistand gelingen, Preußen zu neuen Ehren zu führen.

„Meine Pflichten für Preußen fallen mit Meinen Pflichten für Deutschland zusammen. Als deutschem Fürsten liegt Mir ob, Preußen in derjenigen Stellung zu kräftigen, welche es vermöge seiner ruhmvollen Geschichte, seiner entwickelten Heeresorganisation unter den deutschen Staaten zum Heile aller einnehmen muß.

„Das Vertrauen auf die Ruhe Europas ist erschüttert. Ich werde Mich bemühen, die Segnungen des Friedens zu erhalten. Dennoch können Gefahren für Preußen und Deutschland heraufziehen. Möge dann jener Gott vertrauende Mut, welcher Preußen in seinen großen Zeiten beseelte, sich an Mir und Meinem Volke bewähren und dasselbe Mir auf Meinen Wegen in Treue, Gehorsam und Ausdauer fest zur Seite stehen! Möge Gottes Segen auf den Aufgaben ruhen, welche Sein Ratschluß Mir übergeben hat."

In der Thronrede, welche der König bei der Eröffnung des Landtages am 14. Januar hielt, bezeichnete er aufs neue die Verstärkung der preußischen Wehrkraft als die Bedingung für die Machtstellung des Staates. Das Abgeordnetenhaus bewilligte auch dieses Mal die für die neue Armee-Organisation geforderten Summen.

Großes Aufsehen erregte das Attentat eines politischen Fanatikers auf den König. Als dieser am 8. Juli zu Baden-Baden in Begleitung des Grafen Flemming einen Spaziergang machte und eben in die Lichtenthaler Allee einbog, feuerte ein junger Mann, der Student Oskar Becker, gebürtig aus Odessa, nachdem er den König gegrüßt hatte, ein Pistol auf ihn ab. Die Kugel war durch den Kragen des Rockes gegangen und hatte die linke Seite des Halses leicht gestreift. Der verrückte Bube, der da sagte, er habe auf den König geschossen, weil derselbe die Einheit Deutschlands nicht fördere, ward ergriffen und zu langjähriger Gefängnishaft verurteilt.

Im Herbst des Jahres 1861 begab sich der König nach Königsberg, woselbst am 18. Oktober die feierliche Krönung stattfand. Im Thronsaale sprach der König:

„Von Gottes Gnaden tragen Preußens Könige seit 160 Jahren die Krone. Nachdem durch zeitgemäße Einrichtungen der Thron umgeben ist, besteige ich als erster König denselben. Aber eingedenk, daß die Krone nur von Gott kommt, habe ich durch die Krönung an geheiligter Stelle bekundet, daß ich sie in Demut aus seinen Händen empfangen habe."

Das glänzendste Fest bei dieser Gelegenheit gab in Berlin der französische Krönungsbotschafter, Marschall Mac Mahon, als Herzog von Magenta damals noch strahlend im frischen Glanze seiner militärischen Unüberwindlichkeit. Der Kaiser Napoleon hatte nicht versäumt, seine glänzendste Persönlichkeit

als außerordentlichen Abgesandten nach Königsberg und Berlin zu schicken und durch eine ausgesuchte Aufmerksamkeit den Berliner Hof zu gewinnen. Auch hatte der französische Kaiser vor der Reise des Königs Wilhelm nach Königsberg wiederum eine Zusammenkunft mit demselben in Compiègne gehabt.

Es folgten im Dezember desselben Jahres die Wahlen zum Abgeordnetenhause. Sie gaben einer Partei die Mehrheit, welche für die glückliche Lösung der Armee-Reform-Frage schlechte Aussichten bot. Die Thronrede vom 14. Januar 1862 erwähnte diese Reform mit den Worten: „Bei der Feststellung des für die reorganisierte Armee erforderlichen finanziellen Bedarfs sind die Rücksichten strengster Sparsamkeit beobachtet worden. Eine weitere Ausdehnung derselben würde die Schlagfertigkeit und Kriegstüchtigkeit des Heeres, folglich dessen Lebensbedingungen und damit die Sicherheit des Vaterlandes gefährden.“ Über die Bestrebungen, eine Reform der Bundesverfassung herbeizuführen, äußerte sich die Thronrede dahin, daß Preußen nur solchen Reformen zustimmen werde, „welche, den wirklichen Machtverhältnissen entsprechend, die Kräfte des deutschen Volkes energisch zusammenfassen und Preußen in den Stand setzen, den Interessen des Gesamtvaterlandes mit erhöhtem Nachdruck förderlich zu werden.“ Am Schlusse war gesagt: „Niemals kann ich zulassen, daß die fortschreitende Entfaltung unseres inneren Staatslebens das Recht der Krone, die Macht und Sicherheit Preußens in Frage stelle oder gefährde.“ Das hieß mit andern Worten: Der König würde niemals die Machtstellung Preußens von einem Votum der Kammer abhängig machen. Letztere begann ihre Thätigkeit damit, die Mehrkosten der Heeresreform als ordentliche Ausgabe zu verweigern. Sie stützte sich darauf: Die Reorganisation sei nur als eine vorübergehende Maßregel der Kriegsbereitschaft genehmigt worden. Es hätten demnach die neuen Regimenter wieder aufgelöst, die eben eingeweihten Fahnen zerbrochen oder im Zeughause als alte Erinnerungszeichen aufbewahrt werden müssen. Der Kampf gegen die Reorganisation und gegen die Regierung spitzte sich zu einem Streite wider den König selber zu, der wiederholt erklärt hatte: Die Reform sei sein eigenstes Werk, und die Zukunft des Staates beruhe darauf. Eine Opposition, wie sie noch kein Staat im Parlament gesehen, türmte dem Monarchen entgegen; er nahm den Kampf auf

mit einer Kraft, mit einer Unerschrockenheit und Ausdauer, welche die Anhänger seiner Sache mit freudiger Zuversicht erfüllte, die Opposition jedoch zu wachsender Erbitterung hinriß.

Das preußische Abgeordnetenhaus, die Landtage der Einzelstaaten, Zeitungen, Flugblätter, Volksvereine — alles ging gemeinsam gegen den König und seine Räte vor.

Vier lange, bange Jahre standen diese Räte auf der Bresche, einer Welt des Hasses und des Hohnes trotzend, aber gehalten und gehoben von dem unwandelbaren Vertrauen ihres hochsinnigen Monarchen und von dem Todesmut der Überzeugung, daß sie für eine gute, notwendige und unaufgebliche Sache kämpften.

Am nächsten der eigentlichen Sache, um welche sich der Konflikt zwischen Regierung und Landtag drehte, d. h. der Armee-Reform, stand der Kriegsminister von Roon. Derselbe war schon im Dezember 1859 an die Stelle des Herrn v. Bonin getreten und ging auch in das neue Ministerium über, das im März 1862, weil das alte sich die Durchführung des Kampfes mit der Opposition nicht zutraute, berufen wurde und an dessen Spitze dem Namen nach der Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen stand, eigentlich aber der Finanzminister Heydt. Die auswärtige Politik leitete seit dem 6. November 1859 Herr von Schleinitz, seit 1861 Graf Bernstorff.

Dem Kriegsminister von Roon hatte in seiner früheren Stellung als Generalstabschef schon die Mobilmachung des Jahres 1850 Gelegenheit gegeben, die großen Mängel der damaligen Heeresverfassung kennen zu lernen. Und die bei dieser Gelegenheit gesammelten Erfahrungen hatten auch ihn von der Notwendigkeit einer Reorganisation in ähnlicher Weise, wie er sie später als Kriegsminister durchzuführen berufen sein sollte, überzeugt. In militärischen Aufsätzen, sowie in einer damals schon vom Prinzen von Preußen mit höchstem Interesse aufgenommenen Denkschrift waren diese Ansichten entwickelt.

Warum die Landwehr in der Form, wie sie während der Freiheitskriege sich ausgezeichnet hatte, nicht für alle Zukunft weiter bestehen konnte, hat General von Roon in einer der vielen Reden, mit denen er als Ministerpräsident die Reorganisation verteidigt hat, mit den Worten Göthes gerechtfertigt:

Begeisterung ist keine Heringsware,
Die man einpökeln kann für viele Jahre.

Nach seiner Auffassung konnten solche Thaten der Landwehr, wie die Jahre 1813 und 1814 sie zu verzeichnen haben, nur gezeitigt werden durch einen allgemeinen Aufschwung des Volkes, wie er sich als die Folge langjähriger harter Unterdrückung eingestellt hatte. Der mehr als vierzigjährige Frieden hatte die Institution, die unter dem kriegerischen Druck entstanden war, verkümmert. Die Regierung wollte die Landwehr zur Linie in ein grundsätzlich anderes Verhältnis setzen.

Wie sich dieses Verhältnis gestalten sollte, darüber sind während der Konfliktszeit zwar viel und lange Reden gehalten worden, aber volle Klarheit hat uns erst die Erfahrung gebracht und zwar die Erfahrung des Krieges von 1870. Wir haben zwei Feldarmeen. Die eine ist nach Verlauf von zehn Tagen, nach Vervollständigung der Kadres, vollkommen schlagfertig und bereit, über die Grenze zu rücken und den Feind auf seinem eigenen Boden anzugreifen und weiter zu verfolgen. Während diese Armee vorangeht, bildet sich hinter ihrem Rücken eine zweite Armee, die mit größerer Ruhe gesammelt und ausgerüstet wird. Diese Armee übernimmt vorzugsweise den Etappen- und Garnisondienst; aber sie ist, wo es von ihr erfordert wird, auch zur Feldschlacht vollständig vorbereitet.

Das Schlachtfeld von Woippy, die Laufgräben von Straßburg und die heißen Tage von Belfort legen vollgültiges Zeugnis dafür ab, wie hohe Anforderungen auch noch nach durchgeführter Organisation an unsere Landwehr gemacht werden; die Besorgnis, daß sie zu einer bloßen Besatzungstruppe für die Festungen degradiert werden solle, ist vollkommen beseitigt.

Den Kampf, der erforderlich war, um den Ideen Eingang zu verschaffen, die später volle Gestalt gewonnen haben, hat Roon durchgeführt. Den Ruhm, der Schöpfer dieser Ideen zu sein, hat er mit aller Bestimmtheit und Bescheidenheit von sich abgelehnt; er hat erklärt, es gäbe nur einen Reorganisationsplan und dieser müsse des Königs eigenen Namen tragen. Jedenfalls ist er König Wilhelms rechte Hand gewesen; im Bureau wie im Parlamente hat er für die Ideen gewirkt und gestritten. Er selber nannte sich gern den Feldwebel seines Königs. Er war unstreitig ein Mann von hoher Geistesbildung und auch ein Parlamentsredner, dessen Begabung nicht gering

angeschlagen werden darf. Es ist vorgekommen, daß eine Rede von ihm bis zur Länge von Stunden anschwoll und sie zeichnete sich in allen ihren Teilen durch ein gleichmäßig künstlerisches Gefüge der Sätze und Gedanken aus. Er war ein Meister der Polemik, der sich auf die Künste des feinen Stichs ebensowohl verstand, wie auf Kolbenschläge. Im Privatleben ein Mann von Herz und Humor, stand er zumal in dem Kampfe um die Armee-Reform dem Parlamente wie mit starrem Erze umpanzert gegenüber.

Der Ruhm des Führers in der Feldschlacht, das höchste Ziel des Soldaten, ist ihm versagt geblieben. Er hat dieses Opfer gebracht, um ganz der Pflicht zu leben, die sein königlicher Herr ihm auferlegt hatte. Als Verwalter eines Heeres hat er sich aber einen Namen geschaffen, wie wenige in der Weltgeschichte. Er, nicht Leboeuf, hätte sich rühmen dürfen, daß an der unter seiner Leitung stehenden Armee nicht der letzte Knopf an einer Uniform fehle. Wenn in der Konfliktszeit der Zweifel ausgesprochen wurde, ob er imstande sei, ein einziges Landwehrbataillon in voller Ausrüstung mit allen kleinen Monturstücken auf dem Dönhofsplatze aufmarschieren zu lassen, so hat er diesen Zweifel zur rechten Zeit dadurch gelöst, daß er mehr als hundert Bataillone aufmarschieren ließ, nicht auf dem Dönhofsplatze, aber zwischen Rhein und Rhone.

Bis zum Herbst 1862 fielen dem Kriegsminister von Roon die Mühen des Kampfes um die Heeres-Reform im Abgeordnetenhause fast ausschließlich zu. Im März jenes Jahres sah er sich, wie schon erwähnt, von den schwankend gewordenen Kollegen v. Auerswald, Graf Schwerin, Herrn v. Patow u. s. w. verlassen. Einige Minister hatten dem König eröffnet, daß gegenüber dem entschiedenen Widerstand des Abgeordnetenhauses die Reorganisation sich nicht werde in ihrem ganzen Umfange aufrecht halten lassen; man müsse nachgeben. „Davon kann keine Rede sein," erwiderte der König. „Die Reorganisation ist mein eigenstes Werk und für die Machtstellung Preußens absolut notwendig; zurück kann ich nicht mehr, lieber danke ich ab, dann kann mein Nachfolger Konzessionen machen." So stand die Entscheidung beim Kronprinzen. Dieser holte den Rat erfahrener Männer ein. Die Antwort lautete: Jede Nachgiebigkeit in der Streitfrage würde ihn der Armee gegenüber in eine wenig ehrenvolle Stellung

bringen. Der Kronprinz lehnte also das Anerbieten ab. Der König erklärte nun seinen Ministern: Wenn er auf seinem Posten ausharre und sie es nicht für möglich hielten, die Reorganisation durchzuführen, so sollten sie ihm einen Mann nennen, der Kraft und Mut genug habe, gegenüber der Kammer die Reorganisation aufrecht zu halten. Die Minister nannten ihm den Herrn von Bismarck-Schönhausen.

Wer war Herr von Bismarck-Schönhausen? Im Jahre 1815 auf dem Gute Schönhausen im Magdeburgischen geboren, trat der Deichhauptmann und Landwehrlieutenant Otto v. Bismarck schon auf dem Vereinigten Landtag (1847), also erst 32 Jahre alt, als ein hochentwickelter politischer Charakter hervor, ebenso in der preußischen zweiten Kammer (1849) und im Erfurter Parlament (1850). Von der Zeit her war er dem größeren Publikum erinnerlich durch Aussprüche wie die folgenden: „Ich bin stolz darauf, ein preußischer Junker zu sein, und fühle mich durch diese Benennung geehrt," oder: „Seien Sie versichert, wir werden unserseits den Namen des Junkertums noch zu Ehren und Ansehen bringen." Seine Sprache hatte namentlich immer von mannhaftem preußischem Stolze und von der äußersten Feindschaft gegen jede Revolution gezeugt. Er wollte nichts von der Kaiserkrone wissen, welche die Frankfurter Nationalversammlung dem König von Preußen anbot, indem er in der Kammer sagte: „Glauben Sie nicht, meine Herren, daß die Männer des Umsturzes bald mit dem Reichswappen vor den neuen Kaiser treten und zu ihm sagen werden: Glaubst du, daß dir der Adler geschenkt sei? . . . . Die Einheit, welche achtundzwanzig terrorisierte Regierungen wollen, scheint mir nicht diejenige zu sein, welche Preußen anstreben muß. Preußen ist imstande, dem übrigen Deutschland Gesetze zu geben, und ehe ich zugebe, daß der König von Preußen Vasall der Herren Simon werde, will ich lieber, daß Preußen Preußen bleibt."

Auch die auf Ausschließung von Österreich aus dem deutschen Bunde gerichteten Unionsbestrebungen Preußens, welche mit dem Gange des Ministers v. Manteuffel nach Olmütz endeten, widerstrebten dem Herrn v. Bismarck. Gegenüber denjenigen, welche behaupteten, daß schon Friedrich der Große mit seinem Fürstenbunde ähnliche Zwecke verfolgt habe, wie die gegenwärtige Unionsverfassung, sagte Bismarck (6. Sep-

tember): „Ich glaube vielmehr, Friedrich II. hätte sich an die hervorragendsten Eigentümlichkeiten preußischer Nationalität, an das kriegerische Element in ihr gewandt, und nicht ohne Erfolg. Er würde gewußt haben, daß noch heute, wie zu den Zeiten unsrer Väter, der Ton der Trompete, die zu den Fahnen des Landesherrn ruft, seinen Reiz für ein preußisches Ohr nicht verloren hat, mag es sich um eine Verteidigung unserer Grenzen, mag es sich um Preußens Ruhm und Größe handeln. Er hätte die Wahl gehabt, sich nach dem Bruch mit Frankfurt an den alten Kampfgenossen, an Österreich, anzuschließen, dort die glänzende Rolle zu übernehmen, welche der Kaiser von Rußland gespielt hat, im Bunde mit Österreich den gemeinsamen Feind, die Revolution, zu vernichten. Oder es hätte ihm freigestanden, mit demselben Recht, mit dem er Schlesien eroberte, nach Ablehnung der Frankfurter Kaiserkrone den Deutschen zu befehlen, welches ihre Verfassung sein solle, auf die Gefahr hin, das Schwert in die Wagschale zu werfen. Dies wäre eine nationale preußische Politik gewesen. Sie hätte im ersten Fall in Gemeinschaft mit Österreich, im anderen Fall durch sich allein die richtige Stellung gegeben, um Deutschland zu der Macht zu helfen, die ihm in Europa gebührt."

Welchem der hier angedeuteten beiden Fälle Fürst Bismarck damals den Vorzug gegeben haben würde, geht aus folgender Stelle einer Rede, die er um die Zeit der Katastrophe von Olmütz in der zweiten Kammer hielt, ziemlich zweifellos hervor:

„Es ist eine seltsame Bescheidenheit, daß man sich nicht entschließen kann, Österreich für eine deutsche Macht zu halten. Ich kann in nichts anderem den Grund hiervon suchen, als daß Österreich das Glück hat, fremde Völkerstämme zu beherrschen, welche in alter Zeit durch deutsche Waffen unterworfen wurden. Ich kann aber daraus nicht schließen, daß, weil Slowaken und Ruthenen unter der Herrschaft Österreichs stehen, diese die Repräsentanten des Staates und die Deutschen eine bloße beiläufige Zugabe des slawischen Österreichs seien, sondern ich erkenne in Österreich den Repräsentanten und Erben einer alten deutschen Macht, die oft und glorreich das deutsche Schwert geführt hat. Ich habe bereits vor einem Jahre auf dieser Stelle dagegen gewarnt, daß man Preußen nicht in die Rolle drängen solle, die Turin in Italien gespielt hat."

Angesichts der Kriegslust, die sich um die gedachte Zeit in ganz Deutschland regte, als uns von Österreich und Rußland schwere Demütigungen drohten, stellte sich Bismarck, kühl bis ans Herz hinan, auf den Standpunkt des praktischen Staatsmannes. Was er sprach, ward damals im Sinne junkerlichen Reaktionsgelüstes gedeutet; wer seine Worte heute liest, wird erkennen, daß der Staatslenker von 1866 und 1870 schon damals mit sich darüber im Reinen war, wann es an der Zeit und wann es berechtigt sein werde, an das Schwert zu appellieren. Hören wir, was folgt:

„Es ist leicht für einen Staatsmann, sei es in dem Kabinett oder in der Kammer, mit dem populären Winde in die Kriegstrompete zu stoßen und sich dabei an seinem Kaminfeuer zu wärmen, oder von dieser Tribüne donnernde Reden zu halten und es dem Musketier, der auf dem Schnee verblutet, zu überlassen, ob sein System Sieg oder Ruhm erwirbt, oder nicht. Es ist nichts leichter als das, aber wehe dem Staatsmann, der sich in dieser Zeit nicht nach einem Grunde zum Kriege umsieht, der auch nach dem Kriege noch stichhaltig ist. Ich bin der Überzeugung, Sie sehen die Fragen, die uns jetzt beschäftigen, nach einem Jahre anders an, wenn Sie sie rückwärts durch eine lange Perspektive von Schlachtfeldern und Brandstätten, Elend und Jammer, von 100,000 Leichen und 100 Millionen Schulden erblicken werden. Werden Sie dann den Mut haben, zu dem Bauer auf der Brandstätte seines Hofes, zu dem zusammengeschossenen Krüppel, zu dem kinderlosen Vater hinzutreten und zu sagen: Ihr habt viel gelitten, aber freut euch mit uns, die Unionsverfassung ist gerettet. Freut euch mit uns, Hassenpflug ist nicht mehr Minister, unser Bayrhofer regiert in Hessen. Haben Sie den Mut, das den Leuten dann zu sagen, dann beginnen Sie diesen Krieg."

Nachstehende Stelle der eben citierten Rede aus dem Jahre 1850 zeigt den roten Faden, der sich durch Bismarcks deutsche Politik hindurchzieht:

„Ich suche die preußische Ehre darin, daß Preußen vor allem sich von jeder Verbindung mit der Demokratie entfernt halte, daß Preußen in der vorliegenden wie in allen Fragen nicht zugebe, daß in Deutschland etwas geschehe ohne Preußens Einwilligung, daß dasjenige, was Preußen und Österreich nach gemeinschaftlicher unabhängiger Erwägung für vernünftig und

politisch richtig halten, durch die beiden gleichberechtigten Schutzmächte Deutschlands gemeinschaftlich ausgeführt werde."

Bald trat eine Wandlung in Bismarcks Stellung zur deutschen Frage ein. Der Umschlag erfolgte in Frankfurt a. M. Dem heißen, stürmischen Verlangen des deutschen Volkes nach nationaler, einheitlicher Entwickelung hatten die deutschen Regierungen zweimal mit der Einrichtung des Bundestages geantwortet. Die Wirksamkeit des Bundestages von 1816 bis 1848 hatte diese Versammlung zum Gegenstand des Hasses und des Spottes gemacht. Im letztgenannten Jahre verschwand der Bundestag wie erdrückt unter der Last der gegen ihn aufgesammelten nationalen Leidenschaften. Im Jahre 1851 war es der höchste Triumph, den der deutsche Partikularismus feierte, als er Deutschland wiederum die verhaßte Einrichtung auferlegen konnte. Es war der Triumph über Preußen und seine nationalen Bestrebungen, als Preußen in den Schoß des wiederhergestellten Bundestages zurückkehrte. Welche bittere Ironie des Schicksals und welche wunderbare Fügung war es, daß am 8. Mai 1851 der königlich preußische Deichhauptmann und Landwehrlieutenant Otto von Bismarck zum Rat bei der Bundestagsgesandtschaft und bald darauf zum Bundestagsgesandten ernannt wurde! Die Versammlung hatte den Mann in ihrer Mitte aufgenommen, der dazu bestimmt war, sie zu vernichten.

Herr von Bismarck bekämpfte in Frankfurt a. M. die österreichische Präsidialmacht und die mit ihr im Bunde stehenden Regierungen mit den Waffen, die er bald mit sicherem Griff aus dem Arsenal der Bundestagskünste entnahm. Die deutsche Frage, die sich schließlich auf den böhmischen Schlachtfeldern, in den Friedens- und Verfassungsverträgen entschied, bewegte sich unter Leitung des Herrn von Bismarck eine geraume Zeit in der Gestalt eines Streites über die Geschäftsordnung im Bundestag. Der k. k. Präsidialgesandte (Graf Thun, dann Herr von Prokesch-Osten, zuletzt Graf Rechberg) sah sich plötzlich — er wußte nicht wie — in einen unabläffigen Kampf über die Befugnisse verwickelt, die er wie selbstverständlich auszuüben sich berechtigt glaubte. Auf Schritt und Tritt fand er sich der kühlen, schneidenden, sarkastischen Logik gegenüber, mit der ihn sein preußischer Kollege bald nur ritzte, bald entscheidend traf. Mit Staunen sahen die anderen

Bundestagsgesandten diesem Duell zu und wenn ein Streich besonders gut getroffen hatte, konnten sie nicht umhin, ihm heimlich die Hand zu drücken. Diese Diplomaten glichen in der Beschreibung ganz den Bedienten, die sich im Vorzimmer freuen, wenn ihrem Herrn im Salon übel mitgespielt wird, und die schnell ihre Mienen wieder ordnen, wenn sie zur Aufwartung antreten. Ein Gedanke war bei Herrn v. Bismarck bei ihm zum herrschenden geworden, er war der Ausgangspunkt aller seiner Betrachtungen, Pläne und Handlungen: „Los von Österreich." In seinen Berichten an die Regierung (Minister von Manteuffel) streifte er alle denkbaren politischen Möglichkeiten, aber immer und überall ging er vom Gegensatz zu Österreich aus und kehrte auf ihn zurück. Dem Herrn von Bismarck war der deutsche Bundestag und die Metternichsche Bundesverfassung so verhaßt worden, daß er in einem an das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten gerichteten Schreiben aus Petersburg vom 12. Mai 1859 sagte: „Wenn heute lediglich der Bund aufgehoben würde, ohne daß man etwas anderes an seine Stelle setzte, so glaube ich, daß schon auf Grund dieser negativen Errungenschaft sich bald bessere und natürlichere Beziehungen Preußens zu seinen deutschen Nachbaren ausbilden würden als die bisherigen," und daß er in einem Privatbrief vom 3. Februar 1860 schrieb: „Im Bunde, in der Presse und vor allem in unsern Kammern müssen wir offen darlegen, was wir in Deutschland vorstellen wollen, und was der Bund bisher für Preußen gewesen ist: ein Alp und eine Schlinge um unsern Hals mit dem Ende in feindlichen Händen, die nur auf Gelegenheit zum Zuschnüren warten."

Als Bismarck, seit 1859 Gesandter in Petersburg, seit dem Frühjahr 1862 in Paris, im Herbst 1862 an die Spitze des Staatsministeriums trat, handelte es sich zunächst darum, das Budget für das laufende Jahr zustande zu bringen. Die Majorität des Abgeordnetenhauses stellte das Ansinnen, den Militäretat auf diejenige Summe zu reduzieren, welche er vor 1859 beansprucht hatte. Der größte Teil der Ausgaben war bereits geleistet. Die Forderung zu erfüllen, war also buchstäblich unmöglich. Das Budget kam nicht zustande — was sollte nun geschehen? Nach der Meinung des Abgeordnetenhauses war die Regierung in diesem Falle zu keinerlei Ausgaben berechtigt, entweder sollte die Staatsmaschine still stehen

oder die Krone sich bequemen, Minister zu ernennen, welche bereit waren, den Willen der Majorität zu vollstrecken. Nach der Meinung Bismarcks dagegen stand man vor einer offenen Frage, die nicht mehr rechtlich, sondern nur realistisch entschieden werden konnte.

Seine deutsche Politik kündete Herr von Bismarck gleich in einer Sitzung der Budgetkommission vom 30. September an, wo er die geflügelten Worte sprach: „Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — dies ist der Fehler von 1848 und 1849 gewesen —, sondern durch Blut und Eisen.“

6.

Der dänische Krieg.

Seitdem Herr v. Bismarck das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, war alle Welt überzeugt, derselbe wolle die inneren Streitfragen dadurch beseitigen, daß er Preußen in einen auswärtigen Krieg verwickele. Man schrieb ihm zu solchem Zwecke die abenteuerlichsten Pläne zu.

Dem allem lag das eine Richtige zu Grunde, daß der Minister mit dem festen Entschlusse ins Amt trat, das Ansehen der preußischen Krone auch nach außen zu dem alten Glanze zu erheben, den naturgemäßen Einfluß Preußens überall mit erhöhter Kraft zur Geltung zu bringen und in Deutschland wie in Europa das Bewußtsein zu erwecken, daß Preußen in den deutschen wie in den europäischen Dingen die ihm gebührende Machtstellung im vollsten Maße wieder in Anspruch nehme.

Ein Vorspiel gewissermaßen zu der einflußreichen Wirksamkeit des Ministeriums Bismarck war die ebenso rasche, wie nachdrückliche Erledigung des alten Streites mit Kurhessen. Eine der trübsten Erinnerungen für die preußische Politik war es seit 1850, daß dieselbe ihre damaligen Absichten für die Beilegung des Verfassungsstreites in Kurhessen nicht hatte durchsetzen können, sondern durch die Lage der politischen Verhältnisse genötigt gewesen war, in betreff Kurhessens ebenso wie in betreff Schleswig-Holsteins sich zu einem Abkommen mit Österreich zu verstehen. Kurhessen und Schleswig-Holstein waren seitdem als ewig mahnende Vorwürfe gegen die preußische Regierung immer wieder aufgefrischt und ausgebeutet

worden. Der Energie des Herrn v. Bismarck war es vorbehalten, zuvörderst in Kurhessen das preußische Ansehen wieder geltend zu machen. Preußens Ratschläge zur Beilegung der immer wiederkehrenden Wirren waren rücksichtslos abgewiesen worden. Da schickte Herr v. Bismarck statt eines Gesandten den berühmt gewordenen Feldjäger nach Kassel, um in einer Depesche Preußens Forderungen kurz und bündig kund zu thun; drei Tage darauf waren diese Forderungen erfüllt und damit dem langjährigen Streit ein befriedigendes Ende gemacht.

Bald sollte die Entschlossenheit des Ministers sich in Angelegenheiten von größerer Wichtigkeit bewähren. Als der Aufstand in Polen entbrannte, schloß Preußen ein Abkommen mit Rußland, welches darauf berechnet war, die preußisch-polnischen Grenzlande vor jeder Hineinziehung in die Wirren der Revolution zu wahren. Frankreich, England und Österreich reizten durch Zusendung identischer Noten, welche den Polen freundschaftlich waren, das Ehrgefühl Rußlands, während Preußen sich wie im Krimkriege neutral verhielt. Es konnte dafür auf die Freundschaft Rußlands bei der weiteren Entwickelung des Verhältnisses zu Österreich rechnen. Es kam noch hinzu, daß Napoleon, schwer verdrossen darüber, daß England und Österreich ihn in der polnischen Frage im Stich ließen und seinen Plan eines europäischen Kongresses durchkreuzten, gerade in den Tagen, als König Friedrich VII. von Dänemark starb, sich Preußen näherte und es aufforderte, mit Frankreichs Beistand seine Macht zu erweitern und die Suprematie in Deutschland zu erringen.

Zuvor trat noch ein Zwischenfall ein, der Deutschland lebhaft aufregte. König Wilhelm begab sich am 19. Juni 1863 zur Badekur nach Karlsbad und von da am 18. Juli nach Gastein. Kaiser Franz Josef traf am 2. August daselbst zum Besuche des Königs ein, übergab ihm eine „Denkschrift über die Notwendigkeit einer Reform der deutschen Bundesverfassung“ und lud ihn zu einem Fürstenkongreß in Frankfurt auf den 16. August ein. Der König wies die Teilnahme an dem ohne sein Wissen eingeleiteten Werke zurück. Unter den in Frankfurt versammelten Fürsten wurde bald das Bewußtsein lebendig, daß all ihr Raten und Thun vergeblich sei, wenn sie nicht Preußens Regierung für ihren Plan gewinnen könnten, und sie entsandten den ehrwürdigen König

von Sachsen an König Wilhelm, um diesen womöglich noch zur Teilnahme an dem Kongreß zu bewegen.

Die preußische Regierung erklärte jedoch die Pläne Österreichs für unvereinbar mit der berechtigten Stellung Preußens, wie mit den wirklichen Interessen und Wünschen des deutschen Volkes, und verharrte bei ihrer Weigerung. Die Folge war, daß das mit so großen Hoffnungen und mit so blendendem Glanz unternommene Werk kraftlos in sich selbst zerfiel.

So hatte sich die Selbständigkeit der preußischen Politik in der polnischen und in der deutschen Sache zunächst in der Kraft des Widerstandes bewährt; doch es kam die Zeit, wo sie zu eigenen folgenreichen Thaten schreiten sollte. Am 15. November 1863 starb König Friedrich VII. von Dänemark und sein Nachfolger war der durch das von den europäischen Großmächten vereinbarte Londoner Protokoll von 1852 designierte Christian IX., Herzog von Holstein-Sonderburg-Glücksburg. Den Tag vorher, am 14. November, hatte der dänische Landtag den neuen Verfassungsentwurf angenommen, wonach Schleswig der dänischen Monarchie einverleibt, Holstein zwar scheinbar aus derselben ausgeschieden, aber zur tributpflichtigen Provinz gemacht und mit noch anderen Auflagen belastet werden sollte. Das war eine Verletzung des Londoner Protokolls. Gleichwohl bestätigte Christian IX. die Einverleibung Schleswigs. Gegen ihn trat als Erbe Schleswig-Holsteins Prinz Friedrich von Sonderburg-Augustenburg auf, der Sohn des Herzogs Christian, welcher 1852 sich hatte bereit finden lassen, gegen eine Entschädigungssumme für sich und seine Nachkommen zu Gunsten der neuen Erbfolgeordnung zu verzichten.

Das deutsche Volk unterstützte die Ansprüche des Sohnes und verschmähte den König Christian IX. als „Protokollprinzen". Man empfand jenen Vertrag, durch welchen die Erbfolge für die Herzogtümer ohne Befragen der schleswig-holsteinischen Stände, ohne die Zustimmung des Bundes in seiner Gesamtheit, allein durch die Politik der Großmächte im dänischen Interesse geregelt war, als ein Unrecht, durch welches die deutschen Nordlande für immer an Dänemark gekettet würden. Die Herzogtümer sollten also ohne weiteres vom deutschen Bunde für den Augustenburger besetzt (okkupiert) werden. Die Regierungen der kleineren Staaten vermochten nicht dem Druck

der öffentlichen Meinung zu widerstehen. Preußen, und mit ihm Österreich, hielt sich an das Protokoll, erkannte Christian IX. als rechtmäßigen Thronfolger an, verlangte aber von demselben die Zurücknahme der dem Protokolle widersprechenden Maßnahmen gegen die Herzogtümer, und beantragte beim Bunde im Falle der Weigerung Dänemarks die militärische Besitznahme der Herzogtümer als eines Pfandes für die Erfüllung der Forderungen Deutschlands. Der Bund bequemte sich zwar zur „Exekution“ in Holstein, war aber aus bloß theoretischen Bedenken im übrigen gegen den Antrag, weil er in der Aufforderung an Dänemark zur Rücknahme der Novemberverfassung eine mittelbare Anerkennung König Christians IX. als Herzog von Schleswig-Holstein erblickte und die Erbfolgefrage vor allem übrigen entschieden wissen wollte. Demnach erklärten Preußen und Österreich, die Wahrung der Rechte der Herzogtümer in die eigene Hand zu nehmen.

Das war nicht nach dem Sinne des deutschen Volkes und am allerwenigsten des preußischen Abgeordnetenhauses. Dieses wollte die Schöpfung eines neuen souveränen Kleinstaates unter dem Augustenburger und sprach offen aus: „Wir wünschen, daß von der Armee eine neue Schmach entfernt bleibe, daß sie nicht von neuem dazu benutzt werde, um scheinbar vorzugehen, um dann durch die zünftige Diplomatie wieder zurückgeführt zu werden.“ Die für den Krieg von der Regierung geforderten Geldmittel wurden nicht bewilligt. Herr v. Bismarck erklärte, er würde das Geld, das er brauche, nehmen, wo er es fände. Das Herz der Nation aber wandte sich in der Stunde blutiger Entscheidung wieder dem Könige zu. „Der Ton der Trompete, der zu den Fahnen des Landesherrn ruft, hat seinen Reiz für ein preußisches Ohr nicht verloren,“ hat einmal Herr v. Bismarck gesagt. Das bewährte sich jetzt wieder, und so konnte denn bald der König zu einer Deputation aus allen Landesteilen sagen: Man habe viel gethan, um das Volk zu verwirren und ihm, dem Könige, das schwerste Opfer aufzuerlegen, das einem Fürsten auferlegt werden könne, ihm die Liebe und das Vertrauen seines Volkes zu entziehen, obwohl er stets bemüht gewesen sei, das Wohl des Volkes zu begründen und zu sichern. Aber es sei ein erfreulicher Umschwung eingetreten, das beweise die große Teilnahme und die in so hochherziger Weise durch alle Stände bewährte Opfer-

willigkeit für die Armee, die sich ihrer Vorfahren würdig gezeigt habe. Doch diesen Umschwung haben vor allem die Siege des Volkes in Waffen herbeigeführt, die sich hoffentlich noch wiederholen werden. Die Partei aber, die das Volk zu verwirren suche, werde auch ferner nicht ruhen, und es sei nicht unmöglich, daß wir wiederum Zeiten entgegengehen, wie wir sie in den letzten Jahren gekannt haben. Dann werde es Aufgabe aller Patrioten sein, so fest zusammenzustehen, wie jetzt vor dem Könige. Doch sei zu hoffen, es werde auch die Zeit kommen, wo alle einig seien, und dann habe Preußen keinen Widersacher zu fürchten.

Mit der Trompete, die im Januar 1864 zu den Fahnen des Königs rief, trat bald ein Mann in den lichten Vordergrund der Bühne, dessen Name bis dahin nur engeren militärischen Kreisen ein vertrauter gewesen war, und der heute als der größte Virtuose in der Kriegskunst, als der genialste Kriegsführer der Welt gefeiert wird. Helmuth v. Moltke, geb. am 26. Oktober 1800 in Parchim in Mecklenburg, seit 1822 in preußischen Militärdiensten, bereits 1835—1839 als militärischer Ratgeber des Sultans Mahmud bei der Reorganisation des türkischen Heeres thätig, 1848 in Magdeburg als Chef des Stabes des 4. Armeekorps, 1856 Adjutant des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, wurde am 18. September 1855 definitiv zum Chef des Generalstabes der Armee ernannt. Er ist so recht eigentlich der Schöpfer des Großen Generalstabes. Allerdings besteht derselbe schon seit Friedrich Wilhelms III. Zeiten und hat schon immer Tüchtiges geleistet. Seine Vollendung hat diese hochwichtige Institution aber erst seitdem erhalten, daß Herr v. Moltke zu seiner Leitung berufen wurde. Dreifach ist die Aufgabe, welche der Chef des Generalstabes zu lösen hat, und welche Graf Moltke in einer Weise gelöst hat, die wohl einzig dasteht in der Geschichte aller Heere. Es galt die Ausbildung eines stets wachsenden Korps von Generalstabsoffizieren, es galt, Jahr für Jahr den Entwurf der allgemeinen Landesverteidigung und die Einleitung der möglichen Feldzüge auf Grund der jedesmaligen politischen Lage und der sich allmählich steigernden Wehrkraft festzustellen und bis in die geringsten Einzelheiten vorzubereiten; es galt endlich die zentrale Leitung dreier Kriege, von deren glorreicher Führung die Weltgeschichte reden wird, so lange sie des deutschen Volkes,

ja so lange sie des europäischen Völkerkreises eingedenk bleibt. — Wie viel stille, emsige Arbeit, wie viel Prüfen und Ringen, wie viel Energie und sicheres Beharren sind in dieser nun viertelhundertjährigen Thätigkeit beschlossen! Vor allen Zeitgenossen steht das Bild des Grafen Moltke, ein Bild des schlichten, gottergebenen Mannes, des feinsinnigen, für alles Edle und Schöne begeisterten Denkers, ein Bild des unermüdlich wirkenden Staatsdenkers, des genialen, überwältigend große Pläne vorzeichnenden und ausführenden Feldherrn. Wenn erst die späteren Kriege seinen Namen durch die Welt getragen haben, so wußte sein König doch schon längst, was er an ihm hatte, und welche wichtige Stellung er im Dreigestirn seiner Paladine ausfüllte, die bestimmt waren, seinen geschichtlichen Beruf ihm erfüllen zu sehen.

Auch der größte Stratege vermag nicht zu siegen, wenn er ein ungenügendes Werkzeug handhabt und wenn er über sich einen schwankenden Willen hat. In diesen Beziehungen ist Moltke vom Glücke begünstigt worden. Mit vollem Verständnisse gingen die ja zum Teil seiner eigenen Schule angehörenden Unterführer auf die Absichten der Heeresleitung ein, und — was noch wertvoller war — mit unerschütterlicher Ruhe hielt der oberste Kriegsherr an den von ihm gebilligten Plänen des Chefs seines Generalstabes fest. Die Natur des deutschen Heeres vermindert einigermaßen die Gefahren, welche heut aus der Unmöglichkeit erwachsen, die taktischen Einzelhandlungen der meilenweit von einander entfernten und doch auf ein gemeinsames Ziel hinwirkenden Heeresteile bindend zu bestimmen. Die Gleichartigkeit der Bildung, die Intelligenz, Selbstthätigkeit und Entschlossenheit der Führer und die von jeder persönlichen Nebenbuhlerschaft freie Kameradschaft zwischen ihnen, diese schönen Eigenschaften unserer Armee, gleichen die schlimmsten Schwierigkeiten aus. Mag auch die begeisterte Eigenmächtigkeit einzelner Führer zuweilen einen Entwurf des Hauptquartiers verschieben, solche Selbständigkeit führt doch meist zum Siege und auch der Sieg, welcher ohne Anweisung, ja wohl gar gegen die Absicht der obersten Heeresleitung erfochten wird, geht doch der Gesamtheit nicht verloren; denn jeder Sieg trägt weitreichende Wirkung in sich selbst. Der Feldherr zieht ihn in seine Berechnungen, wie all die anderen Thatsachen, die im Laufe des Feldzuges den ursprünglich

gefaßten und stetig festgehaltenen Gedanken in seinen Einzelheiten fortwährend umgestalten. — Nach diesem Grundsatze, den Herr v. Moltke selbst lehrend ausgesprochen, hat er auch gehandelt.

Der dänische Feldzug stellte neben Moltke einen Feldherrn, den ebenfalls die späteren Kriege noch mehr in das wahre Licht seiner Größe gestellt haben. Prinz Friedrich Karl, Sohn des jetzt verstorbenen Prinzen Karl, eines Bruders des Königs Wilhelm, geboren im Jahre 1828, legte frühzeitig Neigung wie Befähigung zu dem militärischen Beruf in gleich hervorragender Weise an den Tag; seine ungewöhnlich ernste Lebensführung, seine große Strenge gegen sich selbst waren die am meisten hervortretenden Züge seines Charakters. Den tiefer Blickenden war schon damals nicht verborgen, daß diesem jungen Manne eine große Zukunft vorbehalten sei. Der spätere Kriegsmeister v. Roon war sein militärischer Lehrer. Er bezog die Universität Bonn und unternahm große Reisen mit demselben. Im Jahre 1849 kämpfte er unter dem Prinzen Wilhelm, seinem Onkel, in Baden. Seitdem sahen ihn drei Kriege als den sieggekrönten Feldherrn. Sein waren die Erfolge, die im Norden deutsches Land von der Fremdherrschaft befreiten, sein der Sturm auf die Düppeler Schanzen, der kühne Übergang nach Alsen. Unter seiner Führung harrten die hart bedrängten Divisionen in dem Gehölz von Sadowa aus, bis von Chlum her rettende Hilfe kam. Ihm gebührt ein wesentlicher Anteil an dem furchtbar blutigen Ringen um Metz, er hielt die unbezwungene Feste umklammert, bis ihre Kraft gebrochen war und wurde der erste, dem sie den Tanz nicht versagte.

Prinz Friedrich Karl konnte, als er am 20. Januar (1864) mit dem österreichischen Feldmarschallieutenant v. Gablenz in Holstein einrückte, in einem ganz besonderen Sinne zu seinen Mannen sagen: Europa blickt auf euch! Daß Preußen mit seiner Armeeorganisation etwas Großes im Schilde führte, wurde überall geahnt. Desto größer die Spannung auf die zu erwartenden Waffenthaten. Bismarck, Moltke, Roon waren damals noch nicht das, was sie nach drei Kriegen waren. Aber aller Welt Augen waren auf sie gewandt. Man fragte: wie wird der Diplomat Rußland, England, Frankreich, von denen besonders das letztgenannte mit dem Degen rasselte, von

der Einmischung abhalten? Wie werden des Strategen große Theorien in der Wirklichkeit sich bewähren? Wie wird der erste Hieb des neu geschärften Schwertes ausfallen? Die größten Zweifel herrschten bei vielen Preußen selber. Ein Berliner Blatt schrieb noch im April: „Das Feuer gegen die Düppeler Schanzen dauert fort, ohne daß bis jetzt ein Erfolg erzielt worden wäre, der einen Sturm angänglich machte; es ist nicht zu bezweifeln, daß Wrangel sehr gute Gründe dafür hatte, die Zeitungs-Korrespondenten vom Kriegsschauplatze wegzutreiben, das Licht der Öffentlichkeit wäre der preußischen Kriegsherrlichkeit entschieden nachteilig gewesen.... Nie war die Armee stolzer, als vor 1806, ihre Exerzitien und Manövers auf dem Tempelhofer Felde bildeten das Entzücken aller Prinzen und Generale.... Es rächt sich jetzt an der Armee das ihr durch die Junker aufgezwängte Gamaschentum. Sie hat das vortrefflichste Material an Mannschaften, sie sind lange gedrillt, gut gerüstet, trotzdem entsprechen sie nicht im Felde den Erwartungen. Worin liegt dies anders, als an den junkerhaften und an den bureaukratischen Einflüssen, die sich in den Oberkommandos, den Verwaltungen und den Offizierkorps festgenistet haben?“ Drei Tage darauf fielen die Düppeler Schanzen, und ein Franzose, Augenzeuge des Sturmes, rief aus: „Mit solchen Truppen erobere ich die ganze Welt.“

Am 3. Februar war bereits bei Missunde gekämpft worden, am 6. die Schlei überschritten, das Danewerk geräumt gefunden, der Feind in Eilmärschen nach den Düppeler Höhen. Da weihte am Morgen des 18. April der Sturm auf die Düppeler Schanzen das neue Leben Deutschlands brausend ein. Es kann keine leichte Waffenthat gewesen sein, bei der in wenigen Viertelstunden 1200 Tapfere Tod und Wunden fanden. Auf ansteigender Erde und auf Hügeln zehn starke Schanzen mit den schwersten Geschützen bewehrt, dahinter noch ein befestigtes Lager, dann der tiefe, schifftragende Meeressund vor der Insel, und noch von Meer und Insel weither die Blitze feindlicher Geschosse — ein solcher Kampf und Angriff ist kein leichter. Er ist auch der Welt nicht unbedeutend erschienen, wenngleich es, nach einem gewissen Maßstabe, nur ein kleiner Krieg war. Es flog doch durch die Welt die Kunde von einem denkwürdigen Ereignis, Preußens Erhebung. Es war die aufgehende Sonne, die heute unsere Gegenwart noch bescheint.

Dem Könige wurde in Berlin von einer Deputation Bürger zu dem herrlichen Erfolge Glück gewünscht. Er äußerte, daß dieser Tag sein Herz für viele frühere, traurige Erfahrungen vollständig entschädige und daß der Sieg seiner glorreichen Armee die wahre Stimme des Volkes zur Geltung gebracht habe.

Länger duldete es den König in Berlin nicht. Er suchte seine Soldaten auf dem Kriegsschauplatze auf. Roon, Moltke, Manteuffel begleiteten ihn, Bismarck kam nach. Am 22. April war Parade im Sundewitt, wo der König eine zündende Ansprache an die Offiziere und dekorierten Unteroffiziere hielt. „Gerne, meine Herren", sagte er, „wäre Ich in diesem Feldzuge mitten unter Ihnen gewesen, leider aber gestattete dies zur Zeit die Stellung, die Ich jetzt einzunehmen berufen bin, nicht; andere Verhältnisse bedingen Meine Abwesenheit von den im Felde stehenden Truppen, und dies, versichere ich Ihnen, thut Meinem Soldatenherzen wehe. Sie haben die Augen von ganz Europa auf sich gezogen, und überall, wo man hinhört, das größte Lob eingeerntet. Das, meine Herren, ist die Frucht des guten Geistes, der, wie allbekannt, die ganze preußische Armee beseelt und gewiß nie in derselben erlöschen wird. Ich sage Ihnen allen nochmals Meinen tiefgefühltesten Dank!"

Der fruchtlos gebliebenen Londoner Konferenz, die nach dem Sturme auf Düppel aufs neue zwischen den Kriegführenden vermitteln wollte, folgte unmittelbar der Übergang nach Alsen und darauf der Wiener Friede, durch den der König von Dänemark auf alle seine Rechte auf Schleswig-Holstein und Lauenburg zu Gunsten Österreichs und Preußens verzichtete.

„In Stolz und Freude blicke ich auf Meine ruhmreiche gesamte Kriegsmacht," sagte König Wilhelm in dem Armeebefehl vom 7. Dezember, dem Tage des Siegeseinzuges der Truppen in Berlin. Das war die Summa des Feldzuges. Die Kriegsmacht hatte sich bewährt, der König konnte mit hohem Selbstgefühl auf sie blicken und an die Zukunft denken.

7.

Der Krieg mit Österreich.

Bei dem festlichen Einzug der ersten aus Schleswig zurückgekehrten siegreichen Truppen in Berlin am 7. Dezember 1864 gab der Oberbürgermeister Seydel den Gedanken der Annexion der Herzogtümer an Preußen unverhüllten Ausdruck: „Wiederum ist es Preußens gutes Schwert, durch das die Grenzen des deutschen Vaterlandes weit hinausgerückt sind. Es ist ein Wort, das einst Friedrich Wilhelm III. gesprochen: „„Was Preußen erworben hat, es ist Deutschland gewonnen.““

Was sollte aus Schleswig-Holstein werden? sollte es die Zahl der Kleinstaaten vermehren? dem deutschen Bunde neues Leben einflößen? Österreich hatte kein greifbares Interesse an der Nordsee. Es konnte unmöglich für sich selbst das entlegene Besitztum begehren oder behalten. Andererseits gestattete seine Eifersucht auf seine deutsche Stellung nicht, die Elbherzogtümer an Preußen zu überlassen, weder als volle Einverleibung, noch als halb selbständigen Staat, über dessen militärische und maritime Kräfte die Verfügung an Preußen käme. Die Annexion war eine Lebensfrage für Preußen, das durch diesen Zuwachs eine Seemacht und damit eine wirkliche Großmacht wurde und den Staat Friedrichs des Großen vollendete. Die deutsche Politik Preußens aber konnte nicht dulden, daß die alte Bundespolitik durch den Erwerb eines neuen selbständigen Kleinstaates, zumal hart an seiner Grenze, eine Kräftigung erhielt. Die schiefe Stellung, in welcher Preußen zu Österreich und den Mittelstaaten im deutschen Bunde war, blieb nach

wie vor dieselbe, wenn nicht die schleswig-holsteinische Frage nur als ein Glied eines Ganzen, als ein Teil der deutschen Frage angesehen wurde. Mit der Lösung der ersteren war diese noch nicht entschieden, aber mit der letzteren auch jene. Die deutsche Frage endlich einmal zum Austrag zu bringen, Preußen an die Spitze von Deutschland zu stellen und in Deutschland aufgehen zu lassen, das verachtete Deutschland auf diesem Wege zum ersten Staate von Europa zu machen, das war die nationale Politik Bismarcks und seines Königs.

Die Bevölkerung der Elbherzogtümer widerstrebte der Annexion, wie alle andern Bundesstaaten. Nur hie und da brach sich ein Sonnenstrahl durch. Am 11. Mai 1864 richtete Graf Arnim-Boitzenburg nebst andern konservativen Männern eine mit 30,000 Unterschriften versehene Adresse an König Wilhelm, worin die Vereinigung Schleswigs und Holsteins zu einem Ganzen, sei es unter einem eigenen Landesherrn und dem wirksamen Schutze eines mächtigen deutschen Staates, sei es als ein Teil dieses letzteren, als die einzige Lösung bezeichnet wurde, welche die Opfer lohne, die gebracht worden seien, und welche für die Beteiligten Dauer des Friedens und Wohlbefindens verspreche. Die Antwort des Königs am 23. Mai lautete unter anderm: „Wie Sie die Gewißheit haben müssen, daß Ich Preußens Ehre unter allen Verhältnissen wahren werde, so wollen Sie auch mit Mir an dem Vertrauen festhalten, daß die Opfer, welche wir der deutschen Sache gebracht haben, auch für die Interessen unseres engeren Vaterlandes fruchtbringend sein werden.“ Eine Adresse schleswig-holsteinischer Notabeln, an deren Spitze der Baron von Scheel-Plessen stand, wurde am 22. Dezember 1864 an den König von Preußen und zugleich an den Kaiser von Österreich gerichtet. Dieselbe sprach die in den Herzogtümern freilich noch sehr vereinzelt stehende Überzeugung aus, daß die auf genügenden Machtverhältnissen beruhende Sicherung des Landes nicht besser gewahrt werden könne, „als durch den engsten Anschluß an eine der deutschen Großmächte und zwar an die preußische Monarchie als die nächstgelegene.“

Die Herzogtümer wurden von einer gemeinsam von Preußen und Österreich eingesetzten Landesregierung verwaltet. Nun geschah es, daß die Agitationen für den Augustenburger, die zugleich feindselige Kundgebungen gegen Preußen waren,

von dem österreichischen Zivilkommissarius nicht nur in Schutz genommen, sondern geradezu gefördert wurden. Die Presse in den Herzogtümern, unterstützt von Österreich und den Mittelstaaten, wurde als Hebel benutzt, Preußens Ansehen in der Meinung der Bevölkerung gänzlich zu untergraben, Österreich als den von freisinnigen Grundsätzen geleiteten Staat hinzustellen.

Der Zustand wurde unerträglich, und Bismarck drängte darauf, ihm mit Gewalt ein Ende zu machen; des Königs Friedensliebe jedoch bewirkte, daß für jetzt noch von ernsten Schritten abgesehen ward.

Österreich war um diese Zeit im Innern bedrängt, es stand mit seinen Finanzen schlecht, die Ungarn waren erbittert gegen die Regierung, mit Sardinien drohten neue Verwickelungen, weil dort die Agitation für den Erwerb Venetiens eifrig betrieben ward. Daher neigte man sich, als die Kriegsfrage ernst auftrat, in Wien zu friedlicher Beilegung des Streites, und so kam (14. August 1865) der Vertrag von Gastein zustande.

Durch diesen Vertrag ward folgendes festgesetzt: „Das Anrecht auf beide Herzogtümer bleibt für Preußen und Österreich ein gemeinsames. Die Verwaltung Schleswigs geht ausschließlich an Preußen, die Holsteins ausschließlich an Österreich über." Doch wurde für den Kieler Hafen zu gunsten Preußens eine Ausnahme gemacht, und auch in Rendsburg sollte wenigstens jedes zweite Jahr das Kommando an Preußen übergehen. Außerdem wurden diesem einige Militärstraßen durch Holstein, ein eigener Post- und Telegraphendienst, der Bau einer Eisenbahn und des Nord-Ostsee-Kanals, sowie der Eintritt der Herzogtümer in den Zollverein zugestanden. Für Lauenburg verzichtete der Kaiser auf seinen Mitbesitz und ließ sich dafür mit einer Summe von 2½ Millionen deutscher Reichsthaler abfinden.

„Die Risse sind nur verklebt," sagte Bismarck, der weitere Zerwürfnisse voraussah. Immerhin war ein nicht unbedeutender Vorteil gewonnen und der König, der sehnlich wünschte, bezüglich der Herzogtümer das für Preußen Unerläßliche zu erreichen, war mit Bismarcks Leitung der Verhandlungen so erfreut, daß er ihn in den Grafenstand erhob.

Da aber in Holstein die preußenfeindlichen Agitationen

unter den Augen der österreichischen Statthalterschaft weiter betrieben wurden, so erklärte Bismarck in seiner Depesche vom 26. Januar, wie schmerzlich es den König berühren müsse, revolutionäre und seinem Thron feindliche Bestrebungen unter dem Schutze des österreichischen Doppeladlers entfaltet zu sehen. Die Antwort des Grafen Mensdorff, des österreichischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, wies die Anklage der österreichischen Politik in Holstein zurück und schloß mit der Bemerkung, daß der Kaiser selbst auf die Gefahr eines Bruches der Allianz mit Preußen, bei jener zu verharren entschlossen sei.

Bald vernahm man in Berlin, daß in Böhmen Truppen zusammengezogen wurden. Auch Sachsen rüstete — nie hatte man den Herrn von Beust in einer so fieberhaften Thätigkeit gesehen. Preußen ging mit Italien ein Bündnis ein; auch dieses Land rang nach seiner nationalen Wiedergeburt und Abschüttelung der österreichischen Fremdherrschaft.

Mit den österreichischen Rüstungen hielten nun die preußischen und die italienischen gleichen Schritt. König Wilhelm wurde der Entschluß zum Kriege nicht leicht gemacht. Bismarck sprach gegen Freunde von „Familienbeziehungen und einer Unmenge von feindseligen Einflüssen, gegen die er stündlich kämpfen müsse.“ In Preußen selber war der Krieg keineswegs populär; die Bevölkerung stand unter dem Einflusse des Abgeordnetenhauses, das immer noch opponierte und die neuen Fahnen von 1861 zerbrechen wollte. Dieser Geist im eigenen Lande war es, worauf die Feinde Preußens ihren Plan stützten. Die patriotische Adresse der städtischen Behörde von Breslau, einer Stadt, die vor der Entscheidung des Schicksals: österreichisch oder preußisch! stand, hob sich glänzend von den Angstrufen ab, die die für die „verbrieften Rechte“ des Landtages und für die Sache der Feinde Preußens eintretenden Städte in ihren Adressen an den König erhoben. Die Worte der Breslauer Behörden waren Balsam für das Herz des Monarchen; solche Kundgebung eines echt preußischen Geistes erinnerte an die schönsten Blätter der preußischen Geschichte, an den Freiheitskrieg von 1813. In seiner Antwort sagte König Wilhelm: „Niemand kann die Schwere der Opfer, welche der Krieg dem Vaterlande auferlegen würde, schmerzlicher empfinden als ich, niemand das Bedürfnis lebhafter

fühlen, daß dieselben von Herrscher und Volk in ungetrübter Eintracht getragen werden. Möge mein Wort der Stadt Breslau als Bürgschaft dienen, daß kein ehrgeiziges Streben, selbst nicht dasjenige, welches im Interesse des großen gemeinsamen Vaterlandes berechtigt genannt werden könnte, sondern nur die Pflicht, Preußen und seine heiligsten Güter zu verteidigen, mich mein Volk hat zu den Waffen rufen lassen."

Die Ereignisse folgten sich jetzt schnell. Österreich erklärte am 1. Juni, daß es die Entscheidung über die schleswig-holsteinische Frage dem Bundestage anheimstelle und seinem Statthalter Gablenz die Vollmacht zur Einberufung der holsteinischen Ständeversammlung übersandt habe. Damit trat es vom Gasteiner Vertrage zurück. Die Herzogtümer mußten wieder nach dem Wiener Frieden unter eine gemeinsame provisorische Regierung kommen. General v. Manteuffel, der Statthalter von Schleswig, empfing Weisung, mit seinen Truppen in Holstein einzurücken. Feldmarschall-Lieutenant v. Gablenz verließ Kiel, zog seine Truppen in Altona zusammen und führte sie über Hannover nach Böhmen — es sollte den Anschein gewinnen, als ob er von Manteuffel verdrängt sei. Österreich beantragte darauf beim Bunde die schleunige Mobilisierung sämtlicher Bundesarmee-Korps, indem es das Vorgehen Preußens in Holstein als einen Akt gewaltsamer Selbsthilfe bezeichnete. Dieser Antrag wurde am 14. Juni von der Bundesversammlung mit 9 Stimmen gegen 6 (nämlich gegen Mecklenburg, Oldenburg, die sächsischen Herzogtümer, die freien Städte, außer Frankfurt, die Niederlande) angenommen und damit die Kriegserklärung gegen Preußen ausgesprochen.

Mit den ersten eröffneten Feindseligkeiten wandte sich der König an sein Volk:

„In dem Augenblicke, wo Preußens Heer zu einem entscheidenden Kampfe auszieht," sagte er, „drängt es Mich, zu Meinem Volke, zu den Söhnen und Enkeln der tapferen Väter zu reden, zu denen vor einem halben Jahrhundert Mein in Gott ruhender Vater unvergessene Worte sprach:

„Das Vaterland ist in Gefahr!"

Österreich und ein großer Teil Deutschlands steht gegen dasselbe in Waffen!

Nur wenige Jahre sind es her, seit Ich aus freiem

Entschlusse und ohne früherer Unbill zu gedenken, dem Kaiser von Österreich die Bundeshand reichte, als es galt, ein deutsches Land von fremder Herrschaft zu befreien. Aus dem gemeinschaftlich vergossenen Blute, hoffte Ich, würde eine Waffenbrüderschaft erblühen, die zu fester, auf gegenseitiger Achtung und Anerkennung beruhender Bundesgenossenschaft und mit ihr zu all dem gemeinsamen Wirken führen würde, aus welchem Deutschlands innere Wohlfahrt und äußere Bedeutung als Frucht hervorgehen sollte. Aber Meine Hoffnung ist getäuscht worden. Österreich will nicht vergessen, daß seine Fürsten einst Deutschland beherrscht; in dem jüngeren, aber kräftig sich entwickelnden Preußen will es keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen. Preußen — so meint es — muß in allen seinen Bestrebungen bekämpft werden, weil, was Preußen frommt, Österreich schade. Die alte unselige Eifersucht ist in hellen Flammen wieder aufgelodert: Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegenüber gelten keine Verträge mehr, gegen Preußen werden deutsche Bundesfürsten nicht bloß aufgerufen, sondern zum Bundesbruch verleitet. Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben, deren Kampfgeschrei: „Erniedrigung Preußens!"

Aber in Meinem Volke lebt der Geist von 1813. Wer wird uns einen Fuß breit preußischen Bodens rauben, wenn wir ernstlich entschlossen sind, die Errungenschaften unserer Väter zu wahren, wenn König und Volk, durch die Gefahren des Vaterlandes fester als je geeint, an die Ehre desselben Gut und Blut zu setzen, für ihre höchste und heiligste Aufgabe halten. In sorglicher Voraussicht dessen, was nun eingetreten ist, habe Ich seit Jahren es für die erste Pflicht Meines königlichen Amtes erkennen müssen, Preußens streitbares Volk für eine starke Machtentwickelung vorzubereiten. Befriedigt und zuversichtlich wird mit Mir jeder Preuße auf die Waffenmacht blicken, die unsere Grenzen deckt. Mit seinem Könige an der Spitze wird sich Preußens Volk ein wahres Volk in Waffen fühlen! Unsere Gegner täuschen sich, wenn sie wähnen, Preußen sei durch innere Streitigkeiten gelähmt. Dem Feinde gegenüber ist es einig und stark; dem Feinde gegenüber gleicht sich aus, was sich entgegenstand, um demnächst im Glück und Unglück vereint zu bleiben.

Ich habe alles gethan, um Preußen die Lasten und Opfer eines Krieges zu ersparen, das weiß mein Volk, das weiß Gott, der die Herzen prüft. Bis zum letzten Augenblicke habe Ich, in Gemeinschaft mit Frankreich, England und Rußland, die Wege für eine gütliche Ausgleichung gesucht und offen gehalten. Österreich hat nicht gewollt und andere deutsche Staaten haben sich offen auf seine Seite gestellt. So sei es denn. Nicht Mein ist die Schuld, wenn Mein Volk schweren Kampf kämpfen und vielleicht harte Bedrängnis wird erdulden müssen; aber es ist uns keine Wahl mehr geblieben! Wir müssen fechten um unsere Existenz, wir müssen in einen Kampf auf Leben und Tod gegen diejenigen, die das Preußen des großen Kurfürsten, des großen Friedrich, das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen ist, von der Stufe herabstoßen wollen, auf die seiner Fürsten Geist und Kraft, seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gesittung es emporgehoben haben.

Flehen wir den Allmächtigen, den Lenker der Geschicke der Völker, den Lenker der Schlachten an, daß er unsere Waffen segne!

Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt, und welches jetzt durch diejenigen zerrissen ist, die das Recht und die Macht des nationalen Geistes fürchten, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuen.

Gott mit uns!"

Vier Tage, vom 14. bis 17. Juni, genügten dazu, zwei Königreiche, Sachsen und Hannover und das Kurfürstentum Hessen in Besitz zu nehmen. Es folgte der Einmarsch der I. Armee unter Prinz Friedrich Karl, der Elbarmee unter Herwarth v. Bittenfeld und der II. Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm in Böhmen. In Berlin herrschte äußerste Spannung. Der 29. Juni brachte Erlösung. Es kamen die Nachrichten, daß Herwarth und Prinz Friedrich Karl bei Hühnerwasser, bei Liebenau und Podol glücklich gefochten, daß der Kronprinz bei Nachod gesiegt hatte. Der Jubel wuchs, als auch von Münchengrätz, Trautenau, Skalitz neue Siege gemeldet wurden. Der Patriotismus hatte mit einem Schlage alle Verstimmtheit

und Landestrauer über den Verfassungskonflikt abgestreift. Eine Bürgerdeputation brachte dem Könige eine mit 20,000 Unterschriften bedeckte Glückwunsch-Adresse. König Wilhelm dankte mit bewegter Stimme, ermahnte aber, nicht von den ersten glücklichen Erfolgen sich allzusehr hinreißen zu lassen — schwere Opfer ständen noch bevor, ein vielleicht langer und blutiger Krieg, der nur durch des Allmächtigen Gnade glücklich für unsere Waffen enden möge und der von ihm erst nach langem Zögern begonnen sei, um endlich den seit 50 Jahren unerträglich gewordenen Zustand in Deutschland zu einem besseren zu gestalten; nicht zu einem einzigen, aber einem einigen Deutschland. Preußen habe 50 Jahre der Segnungen und Stärkungen des Friedens gehabt; er dürfe hoffen, daß es die allerdings sehr schweren Opfer werde tragen können, um ein glückliches und würdiges Ziel zu erreichen. Mit Gottes Hilfe, mit der als so tapfer bewährten Armee und mit der Treue des Volkes werde Preußen gewiß seine Feinde besiegen. Auf seine Treue baue er fest, und Gott möge alles zu einem glücklichen Ende führen. Er danke von Herzen für diesen Gruß, den ihm das Volk durch diese Adresse zum Abschiede gebracht. —

Nachdem die Deputation entlassen war, trat der König, welcher sichtlich tief ergriffen war, noch auf den großen Balkon. Tausende und aber Tausende entblößter Häupter richteten ihre Augen hinauf zu dem Balkon, wo der königliche Herr mit tief bewegter Stimme etwa folgendes sprach:

„Habt Dank, habt Dank für euren Jubelruf! den nehme ich mit zur Armee. Mit Gottes Hilfe haben wir den ersten Sieg errungen, es steht uns aber noch vieles bevor. Harret aus und denket an den Wahlspruch: Mit Gott für König und Vaterland. Ein Hoch der Armee!“

Am Abend des 29. Juni verließ König Wilhelm mit seinem Bruder, dem Prinzen Karl, mit Bismarck, Roon und Moltke Berlin, um sich mitten unter seine Heerscharen zu begeben und in größerer Nähe den Krieg zu leiten. Dort war inzwischen Königinhof erstürmt und der Sieg von Gitschin davongetragen. Die drei Armeen waren dadurch vereinigt. Am 3. Juli, abends 11 Uhr, langte in Berlin ein Telegramm folgenden Inhalts an:

„An die Königin Augusta. Einen vollständigen Sieg über die österreichische Armee, nahe an Königgrätz, zwischen

der Elbe und Bistritz, haben wir heute in einer 8stündigen Schlacht erfochten. Verlust des Feindes und Trophäen noch nicht gezählt, aber bedeutend. Einige 20 Kanonen. Alle 8 Korps haben gefochten, aber große, schmerzliche Verluste. Ich preise Gott für seine Gnade. Wir sind alle wohl. Der Gouverneur soll Viktoria schießen."

Dem Telegramm folgte bald ein Schreiben des Königs an seine erlauchte Gemahlin, das den folgenden Bericht über die große entscheidende Schlacht brachte:

Horicz, 4. Juli 1866.

Am 2. verließ mich Fritz Karl um 3 Uhr nachmittags nach einem Kriegsrat, in welchem beschlossen wurde, den durch Märsche und Kämpfe erschöpften Mannschaften 1—2 Ruhetage zu gönnen. Um 1/2 11 Uhr traf jedoch General Voigts-Rhetz wieder bei mir ein, um die Ausbeute der Rekognoszierungen des Tages zu melden, die dahin ging, daß bedeutende feindliche Massen von Josephstadt nach Königgrätz diesseits der Elbe sich von 8—3 Uhr bewegt hätten, Gefangene aussagten, die Armee konzentriere sich zwischen Elbe und Bistritz und Königgrätz: es wurde mir daher vorgeschlagen, den günstigsten Umstand, daß die feindliche Armee sich diesseits der Elbe schlagen zu wollen scheine, zu benutzen und ihr die Schlacht anzubieten. Zu dem Ende sollte sich die 1. Armee mit dem 2., 3., 4. Korps im Zentrum, Sadowa vor sich habend, aufstellen, General Herwarth mit seinen 1 1/2 Korps über Nechanitz in die linke Flanke, Fritz mit der 2. Armee, Garde, 1., 5., 6. Corps von Königshof, seinen linken Flügel längs der Elbe, in die rechte Flanke des Feindes vorgehen. Erst um Mitternacht hatte ich mit General Moltke alles festgestellt: bestimmte meinen Aufbruch auf 5 Uhr früh, da die Armee sofort nachts um 2 Uhr den Marsch anzutreten hatte. Ich hatte fast 4 Meilen zu fahren und glaubte immer noch nicht recht an die Richtigkeit der Annahme, daß der Feind diesseits der Elbe stehen könnte. Aber nur zu bald sollte sich die Richtigkeit herausstellen. Als ich in einem kleinen Dorfe, Dub, zu Pferde stieg, regnete es und dauerte dies Wetter mit langen Unterbrechungen den Tag über an. Schon bei den Truppen vorüberfahrend, wurde ich fortwährend von denselben mit Hurra begrüßt. Das Gefecht fing soeben 8 Uhr mit Artilleriefeuer des 2. Korps an, als ich in Sadowa ankam und auf einer Höhe Posto faßte; dies Korps stand rechts von hier. Die Division Horn ging bei Sadowa über die Bistriz und griff vorliegende waldige Höhen an, gewann bei der Heftigkeit der Verteidigung wenig Terrain; die 7. Division entwickelte sich mehr links, mit gleich schwankendem Erfolge, Herwarth griff schon nach 1 1/2 Stunden, von Nechanitz kommend, ins Gefecht ein, welches von nun an fast während 5 Stunden hauptsächlich in Artilleriegefecht bestand, untermischt mit Infanteriegefecht in waldigen Bergen. Mit Sehnsucht sahen wir dem Eintreffen der 2. Armee entgegen, denn bei diesem langen Artilleriekampf mußte dieselbe mehrere Male bereits ihre

Reserve-Munition verausgaben. Das Infanteriegefecht schwankte hin und her. Endlich entdeckten wir die ersten Spuren der Annäherung des Garde-Korps, aber das Gefecht konnte man nicht sehen, indem es jenseits der Höhe vor sich ging und man nur dasselbe aus der feindlichen Flankenstellung annehmen konnte. Trotz dieser Umgehung und trotz dem allmählichen, sehr langsamen Vordringen Herwarths hielt der Feind in dem Zentrum immer noch festen Stand. Jetzt wurde die 5. Brigade, 48. Regiment zur Unterstützung des Angriffs auf das Zentrum vorgenommen. Ich ritt durch die Regimenter durch, die mich mit lautem Jubel begrüßten (während Piefke im Marsch „Heil dir im Siegerkranz rc." blies, ein ergreifender Moment). Plötzlich wurde das Artilleriefeuer im Zentrum schwächer und wurde Kavallerie verlangt, ein Zeichen, daß der Feind anfange zu weichen. Jetzt verließ ich meine Höhe, weil der Sieg anfing sich durch den Flanken-Angriff der 2. Armee zu entscheiden, und ritt mit der Kavallerie vor.

Hier stieß ich zuerst auf die im vollen Avancieren begriffene 2. Garde-Division und Teile des Garde-Füsilier-Regiments inmitten eben genommener 12 Kanonen. Der Jubel, der ausbrach, als diese Truppen mich sahen, ist nicht zu beschreiben, die Offiziere stürzten sich auf meine Hände, um sie küssen, was ich diesmal gestatten mußte, und so ging es, allerdings im Kanonenfeuer, immer vorwärts und von einer Truppe zur andern und überall das nicht enden wollende Hurrarufen! Das sind Augenblicke, die man erlebt haben muß, um sie zu begreifen, zu verstehen! So traf ich auch noch die Truppen des 1., 6. und 5. Armee-Korps, auch mein Infanterie-Regiment, vom 8. Korps nur das 8. Jäger- und vom 7. nur das 17. Regiment, die übrigen waren zu weit schon entfernt in Verfolgung des Feindes. Jetzt brachen unsere Kavallerie-Regimenter vor, es kam zu einem mörderischen Kavallerie-Gefecht vor meinen Augen, Wilhelm an der Spitze seiner Brigade, 1. Garde-Dragoner-, Ziethen-Husaren-, 11. Ulanen- (Hohenlohesches) Regiment gegen österreichische Kürassiere, Ulanen, die total kulbutiert wurden, und das Gefechtsfeld, das ich gleich darauf beschritt, sah fürchterlich aus, von zerhauenen Österreichern, tot, lebend! So avancierte dann wieder die Infanterie bis zum Thalrande der Elbe, wo jenseits dieses Flusses noch sehr heftiges Granatfeuer erfolgte, in das ich auch geriet, aus dem mich Bismarck ernstlich entfernte. Ich ritt nun noch immer umher, um noch ungesehene Truppen zu begrüßen, wo ich Mutius, Württemberg und Bonin auch antraf. Alle diese Wiedersehen waren unbeschreiblich!! Steinmetz, Herwarth fand ich nicht. Wie sah das Schlachtfeld aus! Wir zählten 35 Kanonen, es scheinen über 50 gewonnen zu sein, mehrere Fahnen, alles lag voller Gewehre, Tornister, Patronentaschen, wir rechnen bis heute 12,000 Gefangene; hier befinden sich 50 gefangene Offiziere. — Aber nun den Revers der Medaille. Unser Verlust ist noch nicht ermittelt, er wird hoch sein. Daß General Hiller von der Garde geblieben ist, wirst Du schon wissen, ein großer Verlust! Anton Hohenzollern hat 4 Gewehrkugeln im Bein! ich weiß nicht, wie es ihm heute geht! er soll enorm brav gewesen sein. Erckert ist schwer blessiert, ebenso Oberst Obernitz am Kopf. Das 1. Garde-Regiment hat solche Verluste, daß aus 2 Bataillonen eins formiert ist!! In welcher Auf-

regung ich war, kannst Du denken! Und zwar der gemischtesten Art! Freude und Wehmut. Endlich begegnete ich noch spät 8 Uhr Fritz mit seinem Stabe! Welch ein Moment nach allem Erlebten und am Abend dieses Tages! Ich übergab ihm selbst den Orden pour le mérite, so daß ihm die Thränen herabstürzten, denn er hatte mein Telegramm mit der Verleihung nicht erhalten! Also völlige Überraschung! — Einstens alles mündlich! Erst um 11 Uhr war ich hier, ohne alles, so daß ich auf einem Sofa kampierte."

Herr v. Bismarck schrieb über dieselbe Schlacht an seine Gemahlin: „Der König exponierte sich allerdings sehr, und es war sehr gut, daß ich mit ihm war; denn alle Mahnungen anderer fruchteten nicht, und niemand hätte gewagt, so zu reden, wie ich mir es beim letztenmale, welches half, erlaubte, nachdem ein Knäuel von 10 Kürassieren und 15 Pferden neben uns sich blutend wälzte und die Granaten den Herrn in unangenehmster Nähe umschwirrten. Die schlimmste sprang zum Glück nicht. Es ist mir aber doch lieber so, als wenn er die Vorsicht übertriebe. Er war enthusiasmiert über seine Truppen und mit Recht, so daß er das Sausen und Einschlagen neben sich gar nicht zu merken schien, und fand immer wieder Bataillone, denen er danken und guten Abend wünschen mußte, bis wir denn richtig wieder ins Feuer hineingeraten waren."

Das Vorrücken des großen Hauptquartiers auf die österreichische Hauptstadt zu bezeichnete den Fortgang der Okkupation Böhmens und Mährens durch die Preußen. Es erreichte nach einander: Horicz, Pardubitz, Hohenmauth, Zwittau, Czernahora, Brünn, Nikolsburg. Sollte es bis Wien gehen?

Da verkündete der Pariser Moniteur der Welt, daß der Kaiser von Österreich Venetien an den Kaiser der Franzosen abgetreten habe und dessen Vermittelung zur Herbeiführung des Friedens angerufen habe. Der französische Gesandte in Berlin, Graf Benedetti, erhielt daher den Auftrag, sich schleunigst in das preußische Hauptquartier zu begeben und auf sofortigen Abschluß des Friedens zu dringen, während der französische Botschafter in Wien, der Herzog v. Gramont, das österreichische Kabinett zum Nachgeben bewegen sollte.

Es war eine ernste und wichtige Entscheidung, welche an Se. Majestät den König herantrat, ähnlich der über den Beginn des Krieges.

Sollte dieser fortgesetzt werden in der Hoffnung auf noch größere Resultate? Die Armee stand vor Wien. Preßburg

war schon nahezu in der Hand der preußischen Streitkräfte gewesen. Auf den Ausfall einer zweiten Schlacht, wenn sie erforderlich werden sollte, blickte man ohne Besorgnis, und möglich war der Einzug in Wien ohne allzu große Opfer. Ein Ziel, welches der erste Napoleon sich nie versagt hatte — die Hauptstadt des Gegners — lag in verlockender Nähe, ihre Türme waren den Blicken der Vorposten sichtbar. Anderseits aber blieb wohl zu erwägen, daß Österreich, selbst nach dem Verlust von Wien, nicht genötigt war, Frieden zu schließen. Sein Heer konnte auf Ungarn ausweichen und die Komplikationen europäischer Politik abwarten. Kam auf der vom Kaiser Napoleon vorgeschlagenen und dem Wesen nach öffentlich bekannten Basis ein Friede nicht zustande, so verletzte dies die Interessen nicht minder wie die Würde Frankreichs.

Man war gleichwohl im Hauptquartier des Königs weit davon entferrt, dem französischen Drucke irgendwie weiter nachzugeben, als durch das Halt vor der Hauptstadt bereits geschehen war. Im vielfachen Widerspruch mit dem Ansinnen Napoleons kam der Friede von Prag unter folgenden Bedingungen zustande: Der Kaiser von Österreich erkannte die Auflösung des deutschen Bundes an, gab seine Zustimmung zu einer Neugestaltung Deutschlands ohne Beteiligung Österreichs, trat seine Rechte an Schleswig-Holstein an Preußen ab, willigte in die von Preußen vorzunehmenden Territorialveränderungen in Norddeutschland und hatte 20 Mill. Thaler Kriegskosten zu zahlen. Die in Aussicht genommenen Territorialveränderungen waren: Die Vereinigung von Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt a. M. mit der preußischen Monarchie. Preußen verpflichtete sich, den Staaten eine „internationale, unabhängige Existenz“ zu lassen. Auch diese Staaten hatten gegen die Main-Armee unter Vogel von Falkenstein, später unter General Manteuffel, den kürzeren gezogen und um Frieden gebeten. Im Monat August wurden die Friedensverträge mit ihnen abgeschlossen. Zugleich wurde mit den Südstaaten ein geheimes Schutz- und Trutzbündnis geschlossen, mit der Bestimmung, daß für den Kriegsfall der Oberbefehl an Preußen übertragen werden solle. Das galt Napoleon, der Süddeutschland in seine Netze ziehen wollte. Mit Sachsen kam der Friede erst

im Oktober zustande. Es wurde als selbständiger Staat in den Norddeutschen Bund aufgenommen.

Auf dem Marchfelde vor Wien hielt König Wilhelm am 30. Juli Heerschau über seine drei Armeen und sprach es offen aus, daß der unvergleichlichen Bravour der herrlichen Armee und ihrer ausgezeichneten Führung das Vaterland diesen glänzenden Feldzug verdanke.

Den Militär-Geistlichen sagte er: „Auf den Knieen haben wir Gott zu danken. Darum aber auch keine Überhebung jetzt, nicht Übermut, sondern Demut: Das, meine Herren, predigen Sie!"

So endete der Krieg, in welchem Moltkes großes Talent zur Kriegsführung sich wiederum glänzend bewährte. Damals kam das Wort von der „affenartigen Geschwindigkeit der Preußen" auf, ein Wort, welches die Feinde Preußens gebrauchten, um ihre Nichtachtung auszudrücken, welches aber dem Organisator des Krieges, dem General v. Moltke, zum größten Ruhme gereicht. Binnen drei Tagen war Hannover, Sachsen und Kurhessen besetzt und in die Gewalt Preußens gefallen, alle Hindernisse wurden beseitigt und alles war schon vorher bedacht und vorbereitet. Selbst die Brücke von Riesa, welche die Sachsen abbrannten, war in 24 Stunden wieder hergestellt, da das Material dazu sofort auf der Eisenbahn ankam.

Wie denn in acht Tagen der Krieg mit Österreich entschieden wurde, wie die drei Armeen zusammentrafen und der Leitung Moltkes gemäß am 3. Juli bei Königgrätz sich auf dem Schlachtfelde vereinten, das wird für alle Zeit ein unverwelkliches Ruhmesblatt des großen Strategen bleiben. Alle seine Berechnungen trafen stets ein, weil er das preußische Heer genau kannte und dafür gesorgt hatte, daß alles ineinander griff.

So konnte denn Moltke am Morgen beim Beginn der Schlacht von Königgrätz, obwohl der Kronprinz noch lange nicht zur Stelle war, als der König ihn fragte, was er von der Lage halte, mit voller Zuversicht erwidern: „Ew. Majestät werden heute nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug gewinnen!"

Aus demselben Feldzuge ging neben dem Prinzen Friedrich Karl, der schon im dänischen Kriege sich mit den immergrünen Siegeslorbeeren geschmückt hatte, der Kronprinz Friedrich

Wilhelm als ruhmreicher Feldherr hervor. Er hat im ernsten Kampfe für die Ehre und Macht des Vaterlandes bewiesen, daß der hohenzollernsche Kriegermut und Feldherrngeist sein Erbteil ist. Auf Böhmens Schlachtfeldern erwuchsen ihm unvergängliche Lorbeeren, an dem Tage von Königgrätz hat er sich seine Stelle unter den großen Führern unseres sieggekrönten Kriegsheeres erkämpft, sein rechtzeitiges Eingreifen brachte die Entscheidung in der Schlacht, welche den Grund zu der Neugestaltung Deutschlands und der europäischen Verhältnisse gelegt hat. An seinen Namen sollte sich bald, vier Jahre später, die treue Waffenbrüderschaft zwischen dem Norden und Süden des teuren Vaterlandes, die jetzt zerrissen schien, neu anknüpfen.

Der Entscheidungskampf auf Leipzigs Ebenen lebt im Gedächtnis des deutschen Volkes, wenn auch nicht mehr die Oktoberfeuer in jedem Jahre von den Bergen ins Land hinausflammen, um ein leuchtendes Zeugnis abzulegen von der Begeisterung, welche Deutschland dem Andenken an den großen Tag, an welchem das Joch fremdländischer Herrschaft gebrochen wurde, weihte. Der achtzehnte Jahrestag der großen Völkerschlacht war der Geburtstag unseres Kronprinzen, dem es beschieden wurde, Deutschlands Söhne zu führen, gegen welche sein königlicher Vater schon als Jüngling im Befreiungskampfe gestanden hatte.

8.

In den neuen Provinzen.

Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen-Kassel, Nassau und Frankfurt a. M. waren mit der preußischen Monarchie zu einem Staate vereinigt. Das neue Abgeordnetenhaus, aus den Wahlen unter dem Donner der Kanonen von Königgrätz hervorgegangen, machte Frieden mit dem König. Im Februar 1867 wurde der erste Reichstag des Norddeutschen Bundes, der alle deutschen Staaten mit Ausnahme von Bayern, Württemberg und Baden und dem südlichen Teil von Hessen-Darmstadt umfaßte, von König Wilhelm eröffnet. Er sollte die Verfassung des Bundes mit den verbündeten Regierungen vereinbaren. Die Thronrede nannte dieses erste Parlament des neuen Bundes eine „Versammlung, wie sie seit Jahrhunderten keinen deutschen Fürsten umgeben".

Der Verschmelzungsprozeß der annektierten Länder mit den alten preußischen Provinzen ging, dank dem mächtigen Einflusse der neuen politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen, bei einem großen Teile der Bevölkerung aufs günstigste von statten. Es ist begreiflich, daß Treue und Liebe zu den entthronten Fürsten vielfach der neuen Lage widerstrebte. Einer Deputation aus Hannover, die nach der Einverleibung dieses Landes diesen Gefühlen in einer Adresse Ausdruck gab, unter der Führung des Staatsministers a. D. von Münchhausen, antwortete König Wilhelm in einer längeren Rechtfertigung der Annexion. Er begründete diese in der folgenden Weise:

„Ich sehe Sie gern hier, meine Herren, denn Ich kann es nur achten und anerkennen, wenn deutsche Männer mit Treue festhalten an der Dynastie, deren Verbindung mit ihnen jahrhundertelang bestanden und die Früchte der gegenseitigen Anhänglichkeit und Hingebung gereift hat. Ich würde die Hannoveraner minder schätzen, wenn sie keinen Schritt bei mir gethan hätten, welcher das innige Festhalten an ihrem angestammten, Mir nahe verwandten Regentenhause bethätigte. Dadurch sehe Ich mich veranlaßt, Ihnen ausführlich die Gründe darzulegen, welche wahrlich gegen Meine ursprüngliche Absicht und nach wiederholten schweren Kämpfen mit Meinem Wunsche, die Selbständigkeit meiner früheren Genossen im deutschen Bunde fortbestehen zu lassen, zu dem jetzt bereits in der Ausführung begriffenen und somit unwiderruflichen Beschlusse genötigt haben: Annexionen vorzunehmen.

Bereits bei dem Eintritt in Meine jetzige Stellung habe Ich es ausgesprochen, daß Meine zum Heile Preußens und Deutschlands gehegten Absichten dahin gerichtet seien, keine anderen als moralische Eroberungen zur Ausführung zu bringen; es ist dieses Wort vielfach belächelt, bespöttelt, ja verhöhnt worden, und doch erteile Ich Ihnen noch heute die feste Versicherung, daß Meine Pläne darüber nie hinausgegangen sind, und daß — wenn Ich als siebzigjähriger Mann zu gewaltthätigen Eroberungen übergehe — Ich dies nur thue, gezwungen durch die Macht der Verhältnisse, durch die unablässigen Anfeindungen Meiner angeblichen Bundesgenossen und durch die Pflichten gegen das Meiner Führung anvertraute Preußen.

Schon bei Bildung des Deutschen Bundes wurde von denjenigen Staaten, welche durch Preußens schon damals erkennbaren geistigen Aufschwung Gefahren für die Erhaltung ihres Einflusses befürchteten, dafür Sorge getragen, daß das Bundesgebiet Preußens durch selbständige Staaten getrennt bleibe. Diese Lage wurde seit dem Bestehen des Bundes durch fortwährend erneuerte Anfeindungen, vorzugsweise genährt durch österreichischen Einfluß, durch Erkaufen der deutschen, der französischen, der englischen Presse, benutzt, um bei diesen Staaten stete Besorgnisse vor Preußens Übergriffen und Eroberungsgelüsten anzuregen und wach zu erhalten, und den drei preußische Regierungen hindurch mit Eifer, aber unter

Achtung aller Rechte fortgesetzten Bemühungen, dem Deutschen Bunde Einigkeit und Aufschwung in materiellen und geistigen Interessen einzuflößen, beharrlichen Widerstand entgegenzusetzen.

Diese Bestrebungen sind nicht ohne Erfolg geblieben, sie haben zu einer, fast nur während der Regierung des Königs Ernst August innigeren Beziehungen Platz machenden, unfreundlichen Stellung Hannovers zu Preußen geführt, welche während der politischen Komplikationen der letzten Jahre häufig in eine feindliche übergegangen ist, ohne daß dazu von preußischer Seite Veranlassung gegeben wäre.

So standen die Sachen, als meine Stellung in Holstein durch Österreich immer und immer wieder angegriffen und gestört wurde, bis zu einem Grade, welchen Preußen zu ertragen nicht länger imstande war. Bevor Ich Mich jedoch zum Äußersten zu entschließen gezwungen sah, gelang es, die Gefahr noch einmal durch Abschließung des Gasteiner Vertrages, nicht zu beseitigen, sondern nur hinauszuschieben; denn während der Wirksamkeit dieses Vertrages fiel eine Hülle nach der andern, welche die Absicht Österreichs bis dahin verschleiert hatte, den längst als drohend und stets mehr und mehr für unvermeidlich erachteten Kampf mit Preußen nunmehr thatsächlich zu beginnen — den Kampf um den überwiegenden Einfluß in Deutschland. Dieser Einfluß ist Preußens Lebenselement, den Kampf um denselben nicht annehmen, hieß Preußens Existenz opfern — die holsteinische Frage war damit in den Hintergrund gedrängt.

Zur Durchführung dieses großen Kampfes bedurfte es zweier Grundlagen:

1) der Überzeugung von der Gerechtigkeit der Ansprüche, welche allein den Schutz des Höchsten durch Verleihung des in Seiner Hand liegenden Kriegsglücks hoffen lassen konnte;

2) des Instruments, womit derselbe geführt werden mußte, der preußischen Armee.

Daß das Instrument tüchtig sei, darüber war Ich nicht im Zweifel, denn Mein ganzes Leben war der Entwickelung der preußischen Armee gewidmet gewesen, und Ich durfte Mir ein Urteil über deren Leistungsfähigkeit zutrauen.

Daß Preußens Forderungen gerecht seien, schien mir dadurch erwiesen, daß Preußen ohne deren Erfüllung nicht fortbestehen

und sich gedeihlich entwickeln könne, und so entschloß Ich Mich schweren und schwersten Herzens zum entscheidenden Kampfe, dessen Ausgang Gott anheimstellend.

Und die von Mir in solcher Ausdehnung nicht vorgeahnten, selten oder nie in der Geschichte dagewesenen Ergebnisse eines Existenzkampfes zweier mächtiger Staaten in so kurzer Zeit sind eine sichtbare Fügung der Vorsehung, ohne die auch die geschulteste Armee solche Resultate nicht erkämpfen kann.

Die Stellung der Regierung Ihres Landes vor und während der Entwickelung dieser Ereignisse ist Ihnen bekannt, das Votum vom 14. Juni, welches jeder Begründung durch das Bundesrecht entbehrte, das nur eine Exekution kennt, eine Exekution, welcher Ich — falls sie beschlossen wäre — Mich zwar nicht hätte fügen können, welche aber doch den Bundesbruch im preußenfeindlichen Sinne für Hannover minder offenbar gemacht haben würde. — Sie kennen die Existenz gepflogener Neutralitätsverhandlungen, Meine wiederholte vergebliche Aufforderung zum Nord-Bündnis in der Nacht vom 14. Juni, den Zug der hannoverschen Armee mit ihrem Könige, die Katastrophe von Langensalza, bei welcher Ich Mich zwar nicht als Sieger hinstelle, welche aber in ihren Folgen zur Vernichtung der hannoverschen Armee geführt hat.

Auch nach den überraschend großen Erfolgen, welche Mir freie Hand in den von Mir zu treffenden Bestimmungen verschafft haben, würde es weder einer Adresse, noch einer Deputation bedurft haben, um Mir den Ernst des Schrittes klar zu machen, welchen Sie vermieden zu sehen wünschen. Dennoch wiederhole Ich Meinen Dank, daß man sich freimütig ausgesprochen hat, ja es ist Mir dies lieber als das Gegenteil, weil es für die Zukunft reellere Verhältnisse prognostiziert. Und dennoch hat die reiflichste, wegen Meiner verwandtschaftlichen Verhältnisse zum Hause Hannover schmerzlichste Prüfung Mich zu dem Beschlusse der Annexion kommen lassen, als einer Pflicht: Mein Preußen für die von ihm gebrachten schweren Opfer zu entschädigen und die wahrscheinliche Wiederkehr der durch die unfreundliche Stellung Hannovers auch in Zukunft zu besorgenden Gefahren zu beseitigen.

Ich hoffe, daß gegenseitiges Vertrauen dereinst zur Zufriedenheit führen wird."

So König Wilhelm. Was in den annektierten Landesteilen am ehesten die anfangs widerstrebenden Gemüter gewonnen hat, das ist einmal bei einer späteren Gelegenheit von Bismarck ausgesprochen: Nächst dem Militärdienst die Persönlichkeit des Königs. Gleich die ersten Reisen, die König Wilhelm im Jahre 1868 nach einigen der neuen Provinzen unternahm, konnten das bezeugen.

Fürstlichen Rundreisen und dem damit verbundenen obligaten Festjubel eine erhebliche Bedeutung beizulegen, ist man in der Regel nicht sehr geneigt; die Erfahrung hat allzu häufig gelehrt, wie wenig meist auf die loyalen Kundgebungen zu bauen ist, welche bei solchen Gelegenheiten sich breit zu machen pflegen. Die Zivil- und Militärbehörden, welche durch ihre Stellung zur feierlichen Begrüßung des Monarchen gezwungen sind, die Magistrate, die Geistlichen, die Schullehrer mit ihrer Schuljugend, die weißgekleideten Jungfrauen, und was sonst noch zum offiziellen Empfange gehört, — alle diese liefern schon ein so zahlreiches Kontingent von Jubilanten, daß es in der That ganz eigentümlich zugehen müßte, wenn selbst ein unpopulärer Herrscher nicht überall auf den Stationen seiner Reise einen Willkomm fände, welchen dienstergebene Berichterstatter ohne allzuschreiende Verletzung der Wahrheit als begeisterten oder stürmischen Jubel schildern könnten. Die Flaggen wehen, die Ehrenpforten prangen, die Trompeten schmettern, die Soldaten rufen Hurrah für Gerechte und Ungerechte, und das genügt, wenn man nicht gerade sehr kritisch gestimmt ist, vollkommen, um für den Augenblick einen sehr festlichen Eindruck hervorzurufen, wenn nur die nichtoffizielle Bevölkerung sich nicht gerade feindselig verhält. Und dazu gehört, in deutschen Landen wenigstens, schon sehr viel, ein ganz außergewöhnlicher Grad von Erbitterung. Gemeiniglich wirkt der Hurraruf ansteckend auf die Massen, wenn sie auch im Herzen ziemlich kühl gestimmt sind, namentlich auf die jugendlichen Elemente, welche bei solchen Anlässen auf den Straßen nicht zu fehlen pflegen.

Die Reisen des Königs Wilhelm I. durch seine neuen und alten Lande sind mit den gewöhnlichen Fürstenreisen nicht auf eine Linie zu stellen. Nachdem Preußen neue Provinzen

erobert und mit andern deutschen Staaten sich zum Reiche zusammengeschlossen hat, wissen wir aus Erfahrung, daß die Reisen des Königs und später des Kaisers zu einem Siegeszuge moralischer Eroberung geworden sind und ein überaus wichtiges Mittel, zur Eroberung durch das Schwert die Gewinnung der Herzen und die Hineinziehung der Geister in den Bann der deutschen nationalen Gedankenwelt zu fügen und so das Werk der Annexion erst zu krönen. Wo Wilhelm I. sich zeigen mag, im Norden und Süden des Reiches, überall empfangen und umgeben ihn Verehrung und Liebe, der brausende Zuruf der Menge und die glänzenden Feste, mit deren Zurüstung Städte, Provinzen und Korporationen wetteifern. Zumal außerhalb des alten Preußens ist es die neue Zeit, das Erwachen deutscher Macht und Einheit aus langem Schlummer, die man in dem Herrscher symbolisiert sieht.

So war es schon im Jahre 1868, kaum zwei Jahre nach dem Kriege. Der glänzende Empfang in Hannover bewies bereits, daß ein großer Teil der Bevölkerung sich mit der neuen Lage ausgesöhnt hatte. Noch mehr trat das in Schleswig-Holstein hervor. Der Besuch galt nicht einem an instinktive Loyalität gewöhnten angestammten Erblande, sondern einer eroberten Provinz, wenn man diesen Ausdruck unerachtet der gleichen Nationalität anwenden darf, jedenfalls einer nichtpreußischen und in ihrer Mehrheit entschieden antipreußischen Bevölkerung. Wenigstens verdienten die Schleswig-Holsteiner diese Bezeichnung noch ganz vor kurzem. Jedenfalls konnte man bei ihnen nicht voraussetzen, daß sie aus bloßer gedankenloser Gewohnheit den ihnen fremden, eben noch verhaßten Monarchen mit Hurrarufen begrüßen würden; die Melodien des „Heil dir im Siegerkranz" und des „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?" waren für ihr Ohr ohne allen sympathischen Zauber und wenig geeignet, sie in einen Loyalitätstaumel zu versetzen. Im Gegenteil, jene Volksweisen konnten ihnen eher als eine Provokation klingen, welche sie an die Niederlage ihres einst so hochgehaltenen „Schleswig-Holstein meerumschlungen!" erinnern und bittere Empfindungen wachrufen mußte. Wenn man nun außerdem noch die Eigenart der nordelbischen Bevölkerung in Rechnung zieht, welche für offizielle Bearbeitung und Zustutzung ebenso unzugänglich ist, wie für plötzliche Gefühls-

wallungen und enthusiastischen Stimmungswechsel, so muß man sagen, daß ein Fiasko der königlichen Reise keineswegs außer aller Wahrscheinlichkeit lag. Nicht als ob man irgendwie lärmende Wutausbrüche zu besorgen gehabt hätte; wohl aber konnte man sich auf jene frostige und stumme Zurückhaltung der Bevölkerung gefaßt machen, welche, wenn gut durchgeführt, alles offizielle Festgepränge zu schanden zu machen imstande war, — leere Straßen, verhängte Fenster, schmucklose Häuser. Die Schleswig-Holsteiner waren in dieser Gattung populärer Kundgebungen nicht ganz ungeübt; sie hatten während ihres zwanzigjährigen Kampfes gegen das Dänentum sich in der Kunst vervollkommnet, wenn sie auch — bei völliger Abwesenheit der Neigung zum Theatralischen — es nie zu der Meisterschaft gebracht hatten, mit welcher die Polen und die Italiener den Russen und den Österreichern ihren Haß auszudrücken verstanden. Immerhin war es nicht zweifelhaft, daß sie nicht in Verlegenheit gewesen sein würden, wenn es sich darum gehandelt hätte, ihrem ehemaligen dänischen Landesherrn deutlich zu machen, daß er ihr Wohlwollen nicht besitze. Irren wir nicht, so hat Christian VIII. es nie gewagt, wenigstens nicht nach dem Erlasse jenes famosen „offenen Briefes", seine getreuen Herzogtümer heimzusuchen, von Friedrich VII. gar nicht zu reden. Die Macht der gemeinsamen Nationalität trat hier einmal so recht anschaulich hervor. Denn es war am Ende doch nur die Macht der Blutsgemeinschaft, was diesen Unterschied in der Haltung der Bevölkerung gegen den dänischen und preußischen Souverän verursachte. Das Gefühl, daß man nicht von Fremdlingen unterjocht, sondern nur in einen neuen Verband von Stammesgenossen aufgenommen worden war, machte sich unwiderstehlich trotz aller Hetzereien und Sophismen geltend, und dies Gefühl bereitete dem neuen Souverän eine Aufnahme, welche man gar nicht enthusiastisch zu finden brauchte, welche aber jedenfalls himmelweit von dem trotzigen Groll entfernt war, mit welchem man früher die Hand Dänemarks zurückwies. Hatte das Erwachen des Nationalgefühls dem Besuche des neuen Herrschers vorgearbeitet, so vollendete die Persönlichkeit des Königs, seine Anreden, seine Achtung vor den Empfindungen, welchen die neue Ordnung der Dinge unerwünscht war, seine Appellation an das Vertrauen der neuen Unterthanen,

seine Milde und sein Ernst, seine Schonung und seine Entschlossenheit, sein Hinweis vor allem auf die gemeinsame deutsche Sache, welche von allen Teilen Opfer verlangte, die Gewinnung der Herzen.

Nach Schleswig-Holstein sollte auch Hamburg an die Reihe kommen, um durch einen wahrhaft enthusiastischen Empfang die Begeisterung für den „Präsidenten des Norddeutschen Bundes" — ein bescheidener Titel, der gleichwohl für alle Welt eine große Verheißung in sich trug — an den Tag zu legen, nachdem es bis dahin mehr, als die eroberten Provinzen, dem Umschwunge der Dinge zu widerstreben schien.

Das heute sprichwörtlich gewordene Kaiserwetter ließ damals Hamburg und seinen hohen Gast gänzlich im Stich.

Ja der König litt sogar auf der Elbe fast Schiffbruch, nämlich auf einem Auswanderungsschiffe. Wenn König Wilhelm, im Begriffe, am Bord der festsitzenden „Hammonia" sich auf ein herangerufenes Boot zu flüchten, in tiefer Finsternis die herabgelassene schlüpfrige Treppe mit den Worten bestieg (er sprach sie unmittelbar vor den Ohren des Schreibers dieses Buches): „Nun habe ich meinen letzten trockenen Rock angezogen, wenn ich wieder naß werde, kann ich in Hamburg nicht mehr wechseln", so kann man denken, wie die Fahrt ausfiel. Der König brachte, nachdem der freundlichste Himmel uns gelächelt hatte, den Regen erst mit sich, als er den Landungsplatz betrat. Die Enttäuschung der Hamburger kann man sich nicht größer vorstellen, als sie war; zwar spotteten sie mit ihrem wasserdichten Widerstande des Wetters und hielten an den Ufern meilenweit aus, verfolgten uns in großen und kleinen Böten und setzten ihre Illumination an der Elbe sowohl, wie an der Alster in Szene, aber die Klage ging durch alle Reihen. Die Ankunft des Königs auf dem Landungsplatze erfolgte um 3 Uhr 50 Minuten. Um 2 Uhr war das Publikum schon so dicht an den Ufern angehäuft, daß die allmähliche Ansammlung mindestens unter Mittag ihren Anfang genommen haben mußte. Es gewährte einen malerischen Anblick vom Schiffe aus, die hohen Terrassen bis zum Seemannshause hinauf dicht mit Menschen besetzt zu sehen, die Speicher boten in ihren Luken zahlreiche Logen für ein begünstigtes Publikum, große und kleine Dampfer, deren oberstes Deck Kopf an Kopf füllte, harrten des Momentes,

dem Riesendampfer, der den König und seine Begleitung tragen sollten, das Geleite zu geben, und, soweit das Auge reichte, flatterten lustig die bunten Flaggen und Wimpeln im Hafen wie auf dem Lande, auf den Schiffen wie auf den Dächern. Neben dem Speicher, von dem die Landungsbrücke nach der „Hammonia" führte, bedeckte frisch gestreuter Kies einen geebneten Platz, den anfangs das Publikum füllte, bis die in Masse aufgebotene Polizei ihn säuberte, die Chaine immer weiter ausdehnte und zuletzt einen schönen großen Raum frei machte, der bestimmt war, die Ehrenwache aufzunehmen und den Allerhöchsten Gast zu empfangen. Auf dem Schiffe war die blau uniformierte Equipage der „Hammonia" am Backbord postiert, verstärkt durch die der „Bavaria" und „Saxonia"; ein Teil bildete auf der mit rotem Tuche ausgeschlagenen und unter Ehrenpforten von Flaggen sich beugenden Landungsbrücke Spalier, um die Hohen Gäste vom Landungsplatze zwischen sich durchpassieren zu lassen. Die Karossen der Senatoren kamen nach und nach angefahren; nur die oberste Staatsbehörde und das Präsidium der Bürgerschaft sollten mit dem Gefolge des Königs die Gesellschaft auf dem Schiffe bilden, um an dem Diner teilzunehmen. Allmählich füllte sich das Steuerbord mit den Amplissimis. An den Ufern verdichtete sich die Bevölkerung von Minute zu Minute. Um 3 Uhr rückte ein Bataillon vom 76. Regiment mit klingendem Spiel auf den Landungsplatz. Und zu alledem lächelte freundlich die Sonne am Firmament! Wenn man Maler bewundert, die mit einem Pinselstriche ein lachendes Gesicht in ein weinendes verwandeln können, so sind sie doch Pfuscher gegen den Jupiter Pluvius, der binnen wenigen Minuten den blauen Himmel mit grauem, unheimlichem Gewölk zu überziehen versteht. Trip, trip, trip! Waren es wirklich Regentropfen? Von den Schiffen, vom Lande richteten sich die Blicke in die Höhe, um sich von der Metamorphose zu überzeugen, die schnell über den Köpfen sich vollzog. Die Senatoren verwandelten sich in Auguren. Der Regen fiel dichter. Ein Donnerschlag, ein Blitz und vom Landungsplatze erscholl's: „Präsentiert's Ge—wehr!" Die Regimentsmusik spielte: Heil Dir im Siegerkranz . . . Die Kanonen der Hammonia gaben Salutschüsse. Donnernde Hochs erschallten von den Terrassen, von den Schiffen, aus den Speichern,

weiße Tücher wehten in die Luft, Hüte wurden geschwenkt. Vor der Front der Ehrenwache hielt der königliche Wagen mit vier Rappen. Der oberste Kriegsherr ließ das Bataillon Revue passieren, die Musik spielte weiter, die Kanonen donnerten weiter, das Publikum schrie und schwenkte weiter und — es regnete weiter und immer heftiger. Die Ehrenwache zog wieder ab, der König mit einem großen glitzernden Gefolge überschritt die Landungsbrücke, und unter Hochs, Musik und Unwetter stießen die Dampfer ab. Noch meilenweit waren aus nahen Ortschaften die Ufer der Elbe von bunten Menschenmassen besetzt unter einem fortlaufenden Dache von Regenschirmen, mit Böllern und Hochs uns begrüßend. Auch die Arme der Herren, die auf den uns begleitenden Dampfern, von denen einer, der „Cuxhaven", fast Bord an Bord mit uns ging, um uns im Fall eines Unglücks aufzunehmen, ihre Hüte schwenkten, und der Damen, die ihre Tücher wehen ließen, erlahmten nicht. Zuletzt gingen die Böller an den Ufern nicht mehr los, das Pulver fing erst Feuer, nachdem wir längst vorbei waren, die nassen Taschentücher der Damen auf der „Germania" konnten wohl noch zum Klatschen dienen, aber nicht mehr zum Wehen, die Senatoren auf der „Hammonia" trippelten vor den Wellen fort, welche die Schiffsjungen zusammenfegten, und wenn diese mit ihren Besen von unten gegen das Zeltdach stießen, um die Wasserpfützen zu entfernen, die im Segeltuch sich gebildet hatten und es nieder beugten, dann wehe denen, die der Traufe zu nahe standen! Ein Zauberwort machte dieser Situation ein Ende: Zur Tafel! Ich glaube, es war eine gute Strecke über Blankenese hinaus. Eine üppig geschmückte lange Tafel in der ersten Kajüte, eine sehr lange Speisekarte, nur Produkte der deutschen Schiffskochkunst präsentierend, zwei kurze Toaste, einer auf den König, einer von ihm auf Hamburg, dazu Kanonendonner und Tusch; darüber wurde es Nacht, und die neue Nummer des Festprogramms meldete: Illumination des Elbufers. Auf dem Verdeck hatte sich inzwischen nichts geändert, es regnete, wie vor Tische. Ich merkte jetzt erst, daß wir während des Essens gewendet hatten und auf der Rückfahrt begriffen waren. Denn wir passierten wieder Blankenese, das in zauberischer Beleuchtung strahlte. Der König hatte an der, dem illuminierten Ufer zugewendeten Seite des Schiffes

Posto gefaßt und verfolgte die Beleuchtung mit unverwandten Blicken, den einzelnen Besitzern der strahlenden Villen zu ihrem Geschmacke gratulierend. Plötzlich wurde ein Wirrwarr im ganzen Schiffe laut, der kaum zu beschreiben ist. „Wir sitzen fest“, ging es von Mund zu Mund. Der König folgte mit einigem Lächeln der Verwirrung. Es dauerte nicht lange, so ertönten schon Hilferufe. Wenigstens vernahm man eine markige Stimme, welche in die dunkle Nacht hineinrief: „wat is dat vor en Boot? Können Se Passageere opnehmen? wir sitten fast mit'n König.“ Von der fernen Antwort vernahm ich nur die Worte: „is denn de „Cuxhaven“ nich flott?“ — „Ne, de sitt ok fast“. Nach einiger Zeit näherte sich ein kleiner Dampfer und legte dicht unter uns an. Die Passagiere hatten sich freiwillig erboten, an Bord der Hammonia zu kommen, um ihr Fahrzeug dem Könige zu überlassen. Mit vielem Hoi! und Hio! wurde eine Treppe niedergelassen. Unter strömendem Regen, dem wir auf dem offenen Verdeck, Rippe an Rippe gedrängt, schonungslos preisgegeben waren, und der im buchstäblichen Sinne des Wortes uns bis auf die Haut durchnäßte, kamen wir zwischen neun und zehn Uhr an der Landungsbrücke an, die wir heute mit so vielem Pomp verlassen hatten, Schiffbrüchigen ähnlich, die mit Mühe vom sinkenden Schiffe gerettet sind. Hamburg aber strahlte. Und unser König? Er hatte sich das Abenteuer des Strandens auf einem Hamburger Auswandererschiffe samt dem Regen bald wieder abgeschüttelt und genoß, langsam im Wagen das Gedränge der Straßen spaltend, das schöne Schauspiel, das ihm eine enthusiastische Stadt bereitete, welche den Ruf nicht gut preußischer Sympathien eben erst zu verlieren im Begriffe war. Hatte der Himmel düster in die Festlichkeiten hineingeschaut, die Herzen der Hamburger strahlten Sonnenschein und Kaiser-Wilhelms-Wetter aus.

9.

Der französische Krieg bis Sedan.

„Wir sind dem Kriege mit Sorgfalt und mit Überwindung unseres durch Frankreich ohne Unterlaß herausgeforderten nationalen Selbstgefühls vier Jahre lang aus dem Wege gegangen — bis er uns aufgedrängt wurde."

So schrieb Graf Bismarck in einer Zirkulardepesche während des französischen Krieges. Kaiser Napoleon hatte von Anfang an, wo er Preußens Selbstaufraffung unter König Wilhelm I. beobachten konnte, für die Erstarkung dieses Staates, die seine Eifersucht erweckte, eine ehrgeizige und habsüchtige Kompensationspolitik geltend gemacht, indem er Ansprüche auf Einmischung in deutsche Angelegenheiten und auf deutsches Land an der Grenze Frankreichs erhob. Mit diesem Systeme mußte einmal abgerechnet werden. Dasselbe mußte, fortwährend an dem Selbstbewußtsein des Königs Wilhelm I. scheiternd, Frankreich in den Krieg treiben. Ein casus belli wächst an jeder Hecke, er fand sich auch für den Kaiser Napoleon, oder vielmehr für die französische Nation, die den todmüden Cäsar in den Kampf hetzte.

Bei seiner letzten Zusammenkunft mit Napoleon im Bade Biarritz, vor dem Kriege mit Österreich, hatte Herr v. Bismarck dem französischen Kaiser unverhohlen gesagt, daß Preußen in seiner gegenwärtigen Lage nicht verharren könne, sondern sich abrunden müsse. Für Napoleon handelte es sich bei solchen Erklärungen immer nur um das Äquivalent, das er beanspruchte. Im Mai 1866 trug er Preußen ein förmliches Schutz- und Trutzbündnis an, wenn dafür ihm das deutsche

Gebiet zwischen Mosel und Rhein, doch ohne Koblenz und Mainz, also ein Stück von Rheinpreußen, Rheinbayern, Rheinhessen, Homburg, Birkenfeld als Preis zuerkannt wurde. Gleichzeitig aber unterhandelte er mit Österreich unter ähnlichen Bedingungen und hatte hier mehr Glück. Es kam dort ein Vertragsabschluß zustande. Österreich sollte Venetien an Italien abtreten und dafür Schlesien erhalten. Bald darauf richtete er ein Schreiben an seinen Minister des Auswärtigen, worin er sich als Schiedsrichter Europas aufwarf. Preußen sollte zwar sich im Norden abrunden, Österreich aber seine Stellung in Deutschland erhalten, und die Südstaaten in Rheinbundprovinzen verwandelt werden. Die von Napoleon im Verein mit England und Rußland am 28. Mai vorgeschlagene Friedenskonferenz wurde von Österreich abgelehnt. König Wilhelm und Bismarck mußten wohl für den Fall des Krieges der französischen Neutralität oder Impotenz sicher sein, sonst hätten sie die Rheinlande nicht von Truppen entblößen können. Nun kam die Schlacht von Königgrätz. Napoleon mochte auf Preußens Niederlage gerechnet haben, oder auf einen längeren Krieg, aus dem Preußen und Österreich so geschwächt hervorgehen würden, daß er als der diktatorische Schiedsrichter dazwischentreten könnte, um Europa nach seinem Belieben umzugestalten und für sich das linke Rheinufer als Beute davonzutragen. Es kam jetzt „patriotische“ Angst über ihn. Er hätte am liebsten das Schwert gezogen, aber die Expedition nach Mexiko, die mangelhafte Kriegsbereitschaft hielt es in der Scheide zurück. So wollte er wenigstens Preußens Siegeslauf möglichst zügeln, und mischte sich als Friedensstifter in den Krieg ein. König Wilhelm hatte genug zu thun, um seine Orakelsprüche abzuwehren und die Vermittelung des ungebetenen Gastes in Nikolsburg so wertlos als möglich zu machen. Nach geschlossenem Frieden fühlte er das unabweisbare Bedürfnis der Auffrischung der Ansprüche seiner Dynastie auf die Dankbarkeit Frankreichs. Mit Forderungen deutschen Landes war er schon zu oft abgewiesen; König Wilhelm und sein erster Minister wollten kein Kleefeld herausgeben. Jetzt begehrte er nicht deutsches Land und bot als „Kompensation“ die Vollendung des Werkes von Nikolsburg, d. h. den Zusammenschluß der süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bund. König Wilhelm sollte ihm Luxemburg überlassen. Um die neue

Fieberhitze des französischen Kaisers abzukühlen, ließ König Wilhelm jetzt erst (März 1867) die Schutz- und Trutzbündnisse mit den süddeutschen Staaten bekannt geben, die mit denselben in dem Friedensschluß vom vorigen Jahre eingegangen worden waren. Napoleon sah ganz Deutschland gegen sich vereint. Er verzichtete auf Luxemburg, falls Preußen seine Garnison, die es noch aus der Zeit des alten Bundes da stehen hatte, aus der Festung zurückziehe. Wäre es auf Moltke angekommen, so hätte König Wilhelm jetzt schon das vereinte Deutschland gegen den Erbfeind zu den Waffen rufen müssen. Der Chef des Generalstabes wollte die Rüstungen, mit denen Napoleon und sein Marschall Niel seit Nikolsburg lebhaft beschäftigt waren, um ihre Heere auf gleiche Höhe mit den deutschen zu bringen, sich nicht vollenden lassen. Graf Bismarck glaubte mit dem Könige, die Neugestaltung Deutschlands sich erst befestigen lassen zu müssen. Es handelte sich also um eine friedliche, mit der Ehre Preußens vereinbarte Lösung des Streites. Diese wurde darin gefunden, daß die Festung Luxemburg geschleift, d. h. eine offene Stadt wurde, die keine Garnison mehr brauchte. Das Ansehen Napoleons war tief erschüttert. Man hörte ihn mit Entrüstung ausrufen: „Herr v. Bismarck hat mich dupiert! Ein Kaiser der Franzosen hat sich dupieren lassen.“ Der Abgeordnete Thiers rief zu seinem Entsetzen von der Tribüne der Deputiertenkammer aus: „Frankreich ist auf den dritten Rang herabgesunken.“ Ganz Frankreich ertönte von dem Echo dieser Worte wieder. „Rache für Sadowa,“ wurde die Losung. Der Glanz der Weltausstellung in Paris, die auch von König Wilhelm besucht wurde, reichte nicht aus, um den Schatten von Luxemburg zu verwischen. Napoleon III. warf jetzt die Blicke auf Belgien und kam wieder auf „Kompensationen“ zurück. Er ließ durch seinen Gesandten Benedetti in Berlin anfragen, wie man dort über die Einverleibung Belgiens in Frankreich denke, wenn letzteres dafür die Aufnahme der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund gutheiße. Diesem Ansinnen gegenüber sollte die Salzburger Reise als „Drücker“ dienen. Diese Reise, die zu einer Zusammenkunft Napoleons mit dem Kaiser von Österreich, Franz Joseph, führte, bezweckte ein Bündnis mit diesem, welches Graf Beust, der früher sächsische, jetzt österreichische Staatsmann, eifrigst betrieb, der auch die süddeutschen Staaten für

Österreich begehrte. Das abermalige Scheitern des napoleonischen Planes hinderte den französischen Corsen nicht, ihn weiter zu verfolgen; er suchte Österreich und Italien für den Fall eines Krieges sich zu sichern, und stand am Ziele der Erfüllung dieses Vorhabens, als der Krieg mit Deutschland ausbrach und die schnellen Siege desselben die Alliierten zurückschreckten. Österreich zumal, von Preußens Freund an der Newa wie an einer Kette festgehalten, ließ die Hand vom Griffe des Schwertes.

Als die provisorische Regierung von Spanien im Juni 1870 dem jungen Fürsten Leopold von Hohenzollern, einem nahen Verwandten des preußischen Herrscherhauses, die Königskrone anbot, war für Kaiser Napoleon oder vielmehr seine kriegslüsterne Umgebung der Kriegsfall gegeben.

Der Graf Benedetti beantragte am 9. Juli in Ems eine Audienz beim Könige, die ihm sofort bewilligt ward. In derselben verlangte er, der König solle dem Erbprinzen von Hohenzollern den Befehl erteilen, seine Annahme der spanischen Krone zurückzunehmen. Der König entgegnete, daß, da er in der ganzen Angelegenheit nur als Familienhaupt und niemals als König von Preußen begrüßt worden sei, und daher keinen Befehl zur Annahme der Thronkandidatur erteilt habe, er ebensowenig einen Befehl zur Zurücknahme erteilen könne. Am 11. erbat und erhielt der französische Botschafter eine zweite Audienz, in welcher er eine Pression auf den König auszuüben suchte, damit derselbe in den Prinzen dringe, der Krone zu entsagen. Der König erwiderte, der Prinz sei vollkommen frei in seinen Entschlüssen; übrigens wisse er selbst nicht einmal, wo der Prinz, der eine Alpenreise machen wolle, sich in diesem Augenblicke befände. Auf der Brunnenpromenade am 19. morgens gab der König dem Botschafter ein ihm selbst soeben zugestelltes Extrablatt der Kölner Zeitung mit einem Privattelegramm aus Sigmaringen über den Verzicht des Prinzen mit der Bemerkung, daß er selbst, der König, noch kein Schreiben aus Sigmaringen erhalten habe, ein solches aber wohl heut erwarten könne. Graf Benedetti erwähnte, daß er schon am Tage zuvor abends die Nachricht vom Verzicht aus Paris erhalten habe, und als der König hiermit die Sache als erledigt ansah, verlangte der Botschafter nunmehr ganz unerwartet vom Könige, er solle die bestimmte Versicherung aussprechen, daß er niemals wieder seine Einwilligung geben

werde, wenn die qu. Kronkandidatur etwa wieder aufleben sollte. Der König lehnte eine solche Zustimmung bestimmt ab und blieb bei diesem Ausspruch, als Graf Benedetti wiederholt und immer dringender auf seinen Antrag zurückkam. Demungeachtet verlangte Graf Benedetti nach einigen Stunden eine dritte Audienz. Auf Befragen, welcher Gegenstand zu besprechen sei, ließ er erwidern, daß er den am Morgen besprochenen zu wiederholen verlange. Der König wies aus diesem Grunde eine neue Audienz zurück, da er keine Antwort als die gegebene habe, übrigens auch von nun an alle Verhandlungen durch die Ministerien zu gehen hätten. Den Wunsch des Grafen Benedetti, sich beim Könige bei seiner Abreise zu verabschieden, gewährte derselbe, indem er ihn bei einer Fahrt nach Koblenz auf dem Bahnhofe am 14. im Vorübergehen begrüßte. Hiernach hat also der Botschafter drei Audienzen beim Könige gehabt, die stets den Charakter von Privatgesprächen trugen, da Graf Benedetti niemals als Beauftragter oder Unterhändler sich gerierte.

König Wilhelm hatte das Äußerste von Geduld an dem zudringlichen Botschafter und dessen Minister geübt. Da man aber in Paris den Krieg mit aller Gewalt wollte, so wurde die Lüge ausgesprengt: König Wilhelm habe dem Botschafter jede fernere Audienz verweigert und in den Mitteilungen an die europäischen Kabinette die Thatsache auf eine für Frankreich beleidigende Weise dargestellt.

Am 15. Juli trat der König seine Rückreise nach Berlin an, woselbst sich bereits Graf Bismarck aus Varzin eingefunden hatte. Durch ganz Deutschland ging ein „Ruf wie Donnerhall". Die Begeisterung, die der Vorgang in Ems hervorgerufen hatte, ließ jeden häuslichen Hader vergessen. Es herrschte nur ein Wille: den frechen Anfall nach Gebühr abzuweisen. Auf allen Stationen, und nicht am wenigsten in Hessen und Hannover, sagte dem Könige der Jubel, wie ganz und voll das Volk zu ihm stand. Bis Potsdam waren ihm der Kronprinz, Bismarck, Roon, Moltke entgegengefahren. Die Straßen, die der König Wilhelm in Berlin vom Bahnhofe bis zu seinem Palais zu passieren hatte, waren bei anbrechendem Abend dicht mit Menschen angefüllt, die ihn mit donnerndem Hurra empfingen.

Über die Maßen ergreifend war es, als von Tausenden

und aber Tausenden, die auf dem weiten Platz vor dem Palais, wo inzwischen der König abgestiegen war, standen, die Nationalhymne angestimmt wurde und alle Häupter sich entblößten. Der König zeigte sich wiederholt am Fenster. Als kurz vor 11 Uhr der General v. Moltke sich in das Palais begab, wurde er ebenfalls stürmisch begrüßt. In derselben Nacht wurde die Mobilmachung beschlossen und der Reichstag auf den 19. Juli einberufen.

Am 17. erging der Aufruf der Königin Augusta: „Das Vaterland erwartet, daß alle Frauen bereit sind, ihre Pflicht zu thun! Hilfe zunächst an den Rhein zu senden.“

Am 19. erfolgte der Allerhöchste Befehl zur Bildung von drei Armeen. Die erste Armee unter General Steinmetz sollte sich bei Koblenz sammeln; die zweite unter dem Prinzen Friedrich Karl zwischen Bingen und Mainz, die dritte, aus norddeutschen und süddeutschen Truppen bestehend, unter dem Kronprinzen von Preußen, zwischen Mannheim und Rastatt.

An demselben Tage war die Kriegserklärung Frankreichs durch den französischen Geschäftsträger Le Sourd dem Bundeskanzler Graf v. Bismarck übergeben worden, mit der Begründung, daß der Plan, einen preußischen Prinzen auf den Thron von Spanien zu erheben, als ein gegen die territoriale Sicherheit Frankreichs gerichtetes Unternehmen betrachtet werden könne.

Am 19. Juli ließ ferner eine Ordre des Königs das Ordenszeichen des Eisernen Kreuzes wieder aufleben. Der Reichstag wurde an demselben Tage mit einer hochpatriotisch und vertrauensvoll klingenden Thronrede eröffnet, worin es unter andrem hieß: „Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechtes und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heute, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welche die Befreiungskriege zu knüpfen begonnen, die deutschen Stämme je länger, desto inniger verbindet, heute, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Öffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat.“ Einstimmig bewilligte der Reichstag am 21. Juli die von der Regierung geforderten Gelder.

So trefflich war von Moltke alles vorgesorgt, daß im Laufe von 11 Tagen die Mobilisierung vollendet und in weiteren Tagen die Aufstellung der deutschen Heere auf dem linken Rheinufer vollzogen war.

Am 31. Juli verließ König Wilhelm als erster Befehlshaber aller deutschen Streitkräfte Berlin, von Bismarck, Moltke, Roon begleitet.

Kurz vor der Abreise versammelte der Monarch die Minister um sich und hielt eine kurze, ernste Ansprache an dieselben. Er wiederholte den Ausdruck seiner großen Freude und Genugthuung über den herrlichen einmütigen Geist, der sich während der letzten Wochen im ganzen Vaterlande kundgegeben und von welchem er so erhebende Beweise erhalten habe. Diesen Geist zu erhalten und zu beleben, werde die Aufgabe der hier zurückbleibenden Minister sein, vor allem, wenn, was Gott verhüten wolle, Augenblicke eintreten sollten, wo die Nachrichten vom Kriegsschauplatze ungünstiger lauteten. Preußens Volk und Armee seien durch den beispiellos glücklichen Verlauf der Kriege von 1864 und 1866 einigermaßen verwöhnt, man dürfe nicht annehmen, daß es auch in diesem Kriege ohne unglückliche Tage abgehen werde. Wenn solche eintreten, dann werde sich der Ernst und die Kraft der jetzigen begeisterten Stimmung zu bewähren haben, um den im Felde Kämpfenden und denen, welche sie führen, eine rechte Stütze zu sein.

Wie am Tage der Ankunft, so waren auch am Tage der Abreise alle Straßen, welche der König passierte, von einer dichtgedrängten und enthusiastisch entflammten Menschenmenge besetzt, jubelndes Hurra und heiße Segenswünsche folgten dem obersten Kriegsherrn, der, im Mantel und mit der Feldmütze, mit Neigen des Kopfes, ernst, aber zuversichtlich, die Rufe erwiderte.

Am Morgen des 2. August traf der königliche Zug in Mainz ein, wo das große Hauptquartier aufgeschlagen wurde. Von da wurde eine Proklamation an das Heer erlassen: „Ganz Deutschland steht einmütig in Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre, des eigenen Herdes."

Die gemeinsame Gefahr hatte die deutschen Stämme unerwartet — aber nicht unvorbereitet — zu den Waffen gerufen. Die einmütige Empfindung aufgedrungener Notwendigkeit der Abwehr und Verteidigung des vaterländischen Bodens hatte das Gefühl der Zusammengehörigkeit und damit Deutschlands nationale Kraft zum Kampfe für eine gerechte Sache gestählt.

Mit zuversichtlicher Begeisterung, aber auch mit hohem Ernst begann das deutsche Heer Anfang August 1870 seine kriegerische Arbeit. Mit dem königlichen Kriegsherrn an der Spitze, beraten von Männern bewährten, offenen Sinnes, befehligt von den Prinzen des Königshauses und ausgestattet mit den Elementen eines zum Schutze seiner Unabhängigkeit aufgebotenen Volkes in Waffen, trug es — von der opferfreudigsten Teilnahme aus der Heimat begleitet — seine sieggewohnten Fahnen über die Grenzen des eigenen Vaterlandes hinaus, schritt es demnächst auf den Gefilden des feindlichen Landes von Erfolg zu Erfolg.

Die ersten Waffenthaten sollten dem Kronprinzen zufallen. Seit Jahrhunderten der erste Königssohn, unter dessen Führung norddeutsche und süddeutsche Krieger im Verein standen und kämpften, weihte er diesen Bund gleich mit herrlichen Siegen über den Erbfeind ein. „Unser Fritz" war es, der mit seinen altpreußischen, schlesischen und hessischen Scharen in den großen Julitagen von 1870 zuerst dem bedrohten Süden zu Hilfe eilte und gleichsam die Brücke schlug über den Main. Unter seinem Heergebot fochten Nord und Süd ihre ersten gemeinsamen Schlachten: seine Hand brach den Lorbeer zur Morgengabe dem wiedererwachenden Reich. Wie die Stammburg seiner königlichen Ahnen im fernen schönen Schwaben gestanden, weit hinausschauend in ein blühendes Land, sich fernhin den Blicken darbietend als starke Veste, so ist der Sohn Kaiser Wilhelms, des Wiederbegründers des Deutschen Reiches, dem Süden in jenen Tagen eine Wacht und Warte gewesen, auf welche unsere Landsleute jenseit des Main seitdem mit Freude, Vertrauen und Zuversicht blicken.

Schon am 4. August konnte der König Wilhelm an die Königin die Erstürmung von **Weißenburg** durch den Kronprinzen, am 6. den Sieg bei **Wörth** von ebendemselben und bei **Spichern** vom General Steinmetz melden. Wenn auch

durch diese glänzenden Erfolge zunächst nur die vorgeschobenen Flügel der feindlichen Streitmacht gelähmt wurden, während der Kern der französischen Armee noch unberührt stand, so trat doch die Wucht der ersten deutschen Siege alsbald zu Tage. Es zeigte sich, daß der ganze Feldzugsplan des Feindes über den Haufen geworfen und seine bisherige Zuversicht gebrochen war. Von der tiefen Erschütterung im feindlichen Lager zeugt schon die Fassung einer Depesche, in welcher der Kaiser Napoleon III. unter dem 6. August nur kleinlaut die Hoffnung auszusprechen wagte, daß „noch alles wieder in das rechte Geleise kommen könnte." Nicht bloß der Gedanke eines Einbruches in deutsches Gebiet war völlig beseitigt, sondern die französischen Feldherren erkannten bald, daß sie nicht mehr imstande seien, ihre eigenen Grenzlande zu decken.

Inzwischen zogen die deutschen Heeressäulen schnellen, aber gemessenen Schrittes in Frankreich ein, von der Begeisterung der ersten Waffenthaten und von dem freudigen Bewußtsein getragen, das Vaterland gegen die Gefahr eines feindlichen Anfalles geschützt zu haben. Die erste und zweite deutsche Armee unter General von Steinmetz und dem Prinzen Friedrich Karl rückten westwärts in breiter Linie von der Saar aus gegen die Mosel vor, während die dritte Armee unter dem Kronprinzen, deren Stellung um viele Meilen nach dem Südosten zurücklag, rüstig ihren Vormarsch auf die gemeinsame Operationslinie an der Mosel vollzog und am 11. August nach Überschreitung der Vogesen schon die Verbindung mit den anderen Heereskörpern erreicht hatte. An demselben Tage war auch das königliche Hauptquartier nach St. Avold auf französischen Boden verlegt worden. Jetzt waren alle Vorbedingungen erfüllt, um die französische Hauptarmee zu umfassen und ihr eine entscheidende Schlacht zu liefern, wenn sie zum standhalten veranlaßt werden konnte.

Nach längerem Schwanken hatte der Feind beschlossen, der eisernen Umarmung der deutschen Heere aus dem Wege zu gehen. Marschall Bazaine, welchem der Oberbefehl über die gesamten französischen Streitkräfte übertragen war, fand es geraten, seine noch unverletzte, aus Kerntruppen bestehende Armee von Metz aus nach dem Westen zurückzuführen. Auf diesem Wege sollte sie Gelegenheit finden, sich mit den Heereskörpern zu vereinigen, die der Marschall Mac Mahon in=

zwischen zu sammeln bemüht war, um mit der Sicherheit überlegener Zahl auf einem vorteilhaft gewählten Kampfplatze den deutschen Streitkräften die Stirn zu bieten. Unter den obwaltenden Umständen war der Plan unzweifelhaft vorsichtig und wohlberechnet; aber mit der Ausführung desselben wurde zu lange gesäumt. Von deutscher Seite hatte man die Absichten des Feindes durchschaut und wenige Tage genügten, um seine Schachzüge zu durchkreuzen. Mit genauer Not gelang es noch dem Kaiser Napoleon, ungehindert von Metz aus nach Chalons zu gelangen.

An jenen heißen und blutigen Tagen hatten die deutschen Truppen nach allen Richtungen hin die schwierigsten Proben ihrer Leistungsfähigkeit abzulegen, und sie bewährten sich in der Prüfung durch Thaten, welchen die Kriegsgeschichte aller Zeiten nichts Gleiches an die Seite zu stellen hat. Es galt, dem Feinde einen viele Meilen weiten Vorsprung abzugewinnen, durch welchen er schon unerreichbar für einen wirksamen Angriff schien; es galt, auf jedem Punkte, wo er standhielt, den Kampf anzunehmen, ohne Rücksicht auf die Überlegenheit seiner Zahl und die Festigkeit seiner Stellungen. So war die Vorschrift und so war die Ausführung: über alle Hindernisse siegten die deutschen Heere durch Wunder der Marschfähigkeit, des Heldenmutes, der Ausdauer, und der königliche Dank, der ihnen auf den ruhmvollen Schlachtfeldern zu teil wurde, war ein wohlverdienter. Die meisterhafte Heeresleitung konnte mit sicherer Hand ihre Pläne vorzeichnen und durchführen, weil ihr Vertrauen auf die Tüchtigkeit der Armee sich überall bewährte.

Die Kette der Gefechte und Schlachten begann am 14. August, als die Truppen Bazaines den Abmarsch von Metz nach dem Westen antreten sollten und die noch auf dem östlichen Moselufer befindliche Nachhut der französischen Rheinarmee zum Abzuge aufbrach. Kaum war die Bewegung im deutschen Lager erkannt, so erfolgte auch ein Angriff (bei Courcelles), zuerst von der Vorhut des 7. Armeekorps, welche dann von der 13. und 14. Division und von Abteilungen des 1. Armeekorps kräftig unterstützt wurde. Der Feind zog aus der Festung Verstärkungen hervor, wurde aber überall zurückgeschlagen, und der weittragende Erfolg des Tages war eben, daß Bazaine sich veranlaßt fand, den Abmarsch seiner

Truppen zu verzögern. Dadurch gewann Prinz Friedrich Karl die nötige Zeit, um nach Überschreitung der Mosel mit einem Teil seiner Streitkräfte die abrückenden Franzosen zu umgehen und ihnen am 16. August bei Vionville den Weg zu verlegen. Ungeheuer waren die Anstrengungen, groß die Opfer; aber der Erfolg war vollständig und über alles Lob hinaus ehrenvoll. Das 3. Armeekorps hielt wie eine Mauer viele Stunden lang gegen den übermächtigen Andrang der Bazaineschen Streitmassen Stand, bis das 10. Armeekorps und einige andere Truppenteile in den Kampf mit eingreifen konnten; die Kavallerie zeichnete sich durch todesmutiges Anstürmen gegen die feindlichen Heeressäulen aus, und nach zwölfstündiger Schlacht mußte die stolze französische Rheinarmee vor einer weit schwächeren Truppenmacht weichen und den Rückzug antreten.

„Ehrenthal" heißt die Begräbnisstätte bei Saarbrücken, wo ein Teil der am 6. August 1870 Gefallenen seine letzte Ruhe fand; — „Ehrenfeld" könnte mit weit größerem Rechte das ganze weite Schlachtfeld von Vionville genannt werden; denn Heldenthaten, wie sie diese Gefilde geschaut und zwar in gleichem Maße ausgeführt vom kommandierenden General hinunter bis zum jüngsten Soldaten — vom Feinde nicht minder, wie von allen Truppenteilen der eigenen Armee, sind in solchem Umfange wohl nirgends, selbst St. Privat nicht ausgenommen (hier hatte die Kavallerie so gut wie gar kein Gefechtsfeld), je wieder zu Tage getreten.

Als Knaben, als Jünglinge haben wir uns begeistert, wenn wir von dem Ruhme des Leonidas und seiner 300 Spartaner lasen, wenn wir Kunde erhielten von den Thaten eines Blücher und Schwerin. Nun, gilt das, was wir hier von den Thaten vieler Tausende sahen, geringer als das, was in früheren Perioden unserer Geschichte sich zugetragen hat?

Ist das Hurra, welches die Tausende schwer Verwundeter ausriefen, als ihr geliebter Prinz Friedrich Karl auf dem Wege nach Gorze an ihnen vorüberritt, — ein Hurra, welches bei vielen dieser Braven ihre letzte Lebensäußerung gewesen ist, — ein Hurra, welches Thränen hervorzauberte aus Augen, die solche bis dahin nicht gekannt, und das unvergessen bleiben wird bei allen, die es gehört, — nicht bei weitem höher anzuschlagen, als jener Kaisergruß der dem Tode geweihten

Gladiatoren im alten Rom? Und als wenn die alten Zeiten, die Preußen groß und ruhmreich gemacht haben, wieder erschienen wären, als wenn die bekannten volkstümlichen Helden ihren Urenkeln hier ein Rendezvous gegeben hätten, ein seltenes Geschick wollte es, daß wir auf den Denkmälern dieses Schlachtfeldes alle diese Namen wieder verzeichnet finden, ja daß selbst die Truppenteile dieselben waren, mit welchen der junge Nachwuchs aus bewährtem Heldenstamme neue Lorbeeren dem alten Siegeskranze einzufügen verstanden hat — ein Zieten fiel hier — ein Schwerin — ein Seydlitz — die stolzen brandenburgischen Grenadiere waren auch hier wieder zur Stelle — die Seydlitzschen Kürassiere hieben denselben wuchtigen Schlag wie ehedem bei Roßbach — der rote Attila der Zieten-Husaren kam auch hier wieder zum Schrecken der Feinde so plötzlich zum Vorschein, wie einstens im siebenjährigen Kriege.

„Treu bis zum Tode" lautete jetzt, wie früher, die Parole der Kämpfer, und fürwahr, ganze Männer müssen es gewesen sein, die bei den Worten: „die Brigade muß sich opfern" ohne Zucken den berühmten Todesritt antraten, den Freiligrath so herrlich besingt — ganze Männer jene so furchtbar dezimierte Brigade der Gardedragoner, der Stolz und die Lieblinge der gesamten Berliner Bevölkerung, ganze Männer all die prächtigen Infanterie-Regimenter und Artillerie-Batterieen, die aushielten, bis kein Offizier mehr vorhanden, bis der Sieg erkämpft und die Nacht hereingebrochen war.

Doch ein wesentlicher Unterschied zwischen jetzt und damals tritt sichtbar hervor: Nicht nur die bekannten alten Namen, nicht die berühmten altpreußischen Regimenter allein waren hier in Aktion; neben ihnen, von demselben Geiste beseelt, kämpften und siegten die jungen preußischen Regimenter, standen die Söhne derer, welche in früheren Jahren unsere Feinde waren. Oldenburger und Ostfriesen, Hessen, Schlesier und Westfalen, sie alle haben teil an den Thaten, die uns durch prächtige Denkmäler auf diesem Felde preußischer Ehre, preußischer Größe und Opferfreudigkeit kundgegeben werden, den Siegern zum Ruhme, dem Feinde zur Warnung, den späteren Geschlechtern zum Sporn und zur Nacheiferung.

Eine neue mörderische Schlacht brachte der 18. August, bei Gravelotte und St. Privat. Da wurde das Schicksal der Bazaineschen Armee besiegelt. König Wilhelm selbst

übernahm den Oberbefehl und führte die Scharen der 1. und 2. Armee zur Entscheidungsschlacht. Von beiden Seiten wurde mit bewundernswerter Tapferkeit und Standhaftigkeit gekämpft: unser König gab auch den Widersachern das ehrendste Zeugnis, aber ein vollständiger Sieg krönte die Anstrengungen der deutschen Waffen. Die heißeste Arbeit des Tages war besonders den Sachsen und den preußischen Garden zugefallen, und das pommersche Armeekorps brach am späten Abend durch unwiderstehlichen Bajonettangriff die letzten Kraftanstrengungen des Feindes. Mit Recht konnte der heldenmütige König vom Schlachtfelde aus der Königin Augusta schreiben: „Das war ein neuer Siegestag, dessen Folgen noch nicht zu ermessen sind.“

Er hatte am 18. August Pont-à-Mousson bereits 4 Uhr früh zu Wagen verlassen, von dem diensthuenden Flügeladjutanten Grafen Waldersee begleitet. Um 6 Uhr stieg er in dem Landstädtchen Gorze zu Pferde und begab sich zunächst auf die Höhe von Flavigny, um von dort aus den Abmarsch der drei zuerst zum Angriff bestimmten Korps übersehen zu können. Er leitete die Schlacht selber. Gegen Abend saß der König neben einer Gartenmauer diesseits Rezonville. Unmittelbar an seiner Seite brannte eine große Wollspinnerei, die nächste Umgebung mit ihrem unheimlichen Lichte erhellend. Man hatte eine Leiter von einem Bauernwagen als Sitz für ihn eingerichtet, und zwar so, daß das eine Ende auf eine Dezimalwage, das andere Ende auf einen krepierten französischen Grauschimmel gelegt war; an seiner Seite befanden sich Prinz Karl, der Großherzog von Weimar, der Erbgroßherzog von Mecklenburg, Graf Bismarck, von Roon und Graf Dönhoff.

Nach dem Siege dachte man auch an Erquickung — ein nicht fern haltender Marketender wurde herangeschleppt. Der König trank aus einem abgebrochenen Tulpenglase, Bismarck kaute an einem großen Stück Kommißbrot.

Inzwischen war es $8^1/_2$ Uhr abends geworden, als das Feuer auf allen Punkten nach und nach schwieg. Bis Pont-à-Mousson wären 5 Meilen zurückzulegen gewesen, und so befahl der König das Biwak auf dem Schlachtfelde. Der König selbst wollte sich in seinen Wagen setzen. Es wurde jedoch nach einigen Stunden in dem nahen Dorfe Rezonville noch ein Haus gefunden, wo der König sich in einen Raum

zurückziehen konnte, dem man die Benennung einer „Stube" beilegte. Aus dem königlichen Kranken-Transportwagen wurde ein Gestell genommen und durch ein paar darauf gelegte Sitzkissen des königlichen Wagens in ein Feldbett verwandelt. Auf demselben brachte der König, nur mit einem Mantel zugedeckt, die Nacht nach der Schlacht zu. Das Telegramm des Königs aus dem Biwak, welches den Sieg vom 18. meldete, war des Nachts vom Grafen Bismarck beim trüben Scheine eines Wachtfeuers, dem aus der Nachbarschaft ein brennendes Haus leuchten half, niedergeschrieben worden, und zwar in die Brieftasche eines Beamten, der eben angekommen war und gemeldet hatte, daß er die Telegraphenleitung bis Gorze hergestellt, auf der dann die betreffende Siegesnachricht in die Welt flog. Lebensmittel waren in dieser Nacht sehr knapp in der Umgebung des Königs, desgleichen war es mit dem Nachtquartier übel bestellt, da alle Dörfer voll Verwundeter lagen.

„Es war 8½ Uhr," schrieb der König in dem schon erwähnten Briefe an die Königin, „als das Feuer auf allen Punkten nach und nach schwieg. Bei jenem letzten Vorstoß fehlten die historischen Granaten von Königgrätz für Mich nicht, aus denen Mich dieses Mal Minister v. Roon entfernte. Alle Truppen, die Ich sah, begrüßten Mich mit enthusiastischen Hurras. Sie thaten Wunder der Tapferkeit gegen einen gleich braven Feind, der jeden Schritt verteidigte und oft Offensivstöße unternahm, die jedesmal zurückgeschlagen wurden.

Was nun das Schicksal des Feindes sein wird, der in dem verschanzten, sehr festen Lager der Festung Metz zusammengedrängt steht, ist noch nicht zu berechnen.

Ich scheue Mich, nach den Verlusten zu fragen und Namen zu nennen, da nur zu viele Bekannte genannt werden, oft unverbürgt. Dein Regiment soll sich brillant geschlagen haben, Waldersee ist verwundet, ernst, aber nicht tödlich, wie man sagt. Ich wollte hier biwakieren, fand aber nach einigen Stunden eine Stube, wo Ich auf dem mitgeführten königlichen Krankenwagen ruhte, und, da Ich nicht ein Stück Meiner Equipage von Pont-à-Mousson bei Mir habe, völlig angezogen seit 30 Stunden bin.

Ich danke Gott, daß Er uns den Sieg verlieh."

Am 19. August fuhr der greise Held durch Gorze, an dem Hause vorüber, in dem ein schwer verwundeter Offizier Namens Zedtwitz lag. Derselbe war Premierlieutenant im 4. Thüringischen Infanterieregiment Nr. 72 und gehörte zu den fünf Offizieren der zweiten Kompagnie, welche am 16. August bei Mars la Tour (Vionville) verwundet worden waren. Durch das brausende Hurra, zu dem die Hunderte von Verwundeten, welche auf den Straßen lagen, trotz ihrer Schmerzen durch den Anblick ihres geliebten Heerführers begeistert wurden, auf das Nahen des Königs aufmerksam gemacht, schickte Zedtwitz, als er von seinem Lager die Pferde des königlichen Wagens sah, seinen Burschen mit der schönsten Rose zu Sr. Majestät, und ließ sie dem Helden mit den Worten überreichen: „Ein schwer verwundeter Offizier, der wohl schwerlich die nächsten Tage überleben wird, schickt Ew. Majestät diese Rose als Siegesgruß für Gravelotte.“ König Wilhelm, sichtlich gerührt, befahl dem Kutscher, langsam zu fahren, nahm die Rose, fragte nach des Gebers Namen und seiner Verwundung, wünschte ihm freundlich dankend Besserung, steckte die Rose ins Knopfloch — und weiter ging es den deutschen Siegeslauf. — Als Zedtwitz langsam, aber stetig von seinen schweren Wunden genesen war, wurde er als Hauptmann und stellvertretender Bezirkskommandeur des 1. Bataillons 3. Magdeburgischen Landwehrregiments Nr. 66 nach Halberstadt versetzt, später auch zum Major ernannt. Am 24. Dezember 1871 traf als „Dank des Kaisers“ an Herrn von Zedtwitz ein Ölgemälde ein, welches einen Fuß breit, von entsprechend breitem, kostbarem Goldrahmen eingefaßt ist und folgende allegorische Darstellung zeigt: Auf einem linnenbedeckten Tische steht auf der nach rechts in malerischen Falten vom Tische herabfallenden preußischen Fahne ein preußischer Offiziershelm, welcher mit einem üppigen, breiten Eichenkranze geschmückt ist. Neben der Fahnentrobdel, welche vom Tische vorn herabfällt und die auf dem Linnen angebrachten Worte „Gorze d.“ von „19. August 1870“ trennt, liegt vor dem Helme das eiserne Kreuz. In den Rahmen, dessen vier Winkel in sinniger Weise Eichenblätter und Eicheln in Arabeskenform schmücken, ist oben eine silberne Rose eingelassen, welche anzeigen soll, daß die ehemals rote Rose nun verwelkt ist. Aber weder verwelkt war die Treue des Rosenspenders, noch die Dankbarkeit des Monarchen selbst,

wie sie sich in Übersendung des geschilderten Bildes und des eigenhändigen Briefes kennzeichnet, den wir hier folgen lassen:

„In dankbarer Erinnerung an den Mir unvergeßlichen Augenblick, wo Sie, schwer verwundet, in Gorze am 19. August 1870 Mir eine Rose nachsandten, und Ich, Sie nicht kennend, an Ihrem Schmerzenslager vorübergefahren war, sende Ich das beikommende Bild, damit noch in späteren Zeiten man wisse, wie Sie in solchem Momente Ihres Königs gedachten und wie dankbar Er Ihnen bleibt.

Weihnachten, 22. Dezember 1871.

gez. Wilhelm, Rex."

Am 19. August folgte die Bildung der vierten (Maas-) Armee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen. Sie trat mit der dritten Armee den Marsch nach Paris an. Da kam in das Große Hauptquartier des Königs nach Bar-le-Duc die Nachricht von dem Aufbruch Mac Mahons von Chalons nach dem Norden. Es wurde Kriegsrat gehalten, und beide Armeen erhielten den Befehl zur Rechtsschwenkung. In der Heimat kamen plötzlich die Telegramme von einer Stelle des Kriegsschauplatzes, von der man sie nicht erwartet hatte. Es waren folgenschwere Depeschen. Als ewig denkwürdige geschichtliche Urkunden lassen wir sie hintereinander folgen, vom König wiederum an die Königin gerichtet:

„Auf dem Schlachtfelde von Sedan, 1. September $3^1/_4$ Uhr nachmittags. Seit halb acht Uhr siegreich fortschreitende Schlacht rund um Sedan. — Garde, viertes, fünftes, elftes, zwölftes Korps und Bayern. — Feind fast ganz in die Stadt zurückgeworfen.

Vor Sedan, 2. September, $^1/_2$ 2 Uhr nachmittags. Die Kapitulation, wodurch die ganze Armee in Sedan kriegsgefangen, ist soeben mit dem General Wimpffen geschlossen, der an Stelle des verwundeten Marschall Mac Mahon das Kommando führte. Der Kaiser hat nur sich selbst Mir ergeben, da er das Kommando nicht führt und alles der Regentschaft in Paris überläßt. Seinen Aufenthaltsort werde Ich bestimmen, nachdem Ich ihn gesprochen habe in einem Rendezvous, das sofort stattfindet. Welch eine Wendung durch Gottes Führung!

Varennes, 4. September, vormittags 8 Uhr. Welch ein ergreifender Augenblick, der der Begegnung mit Napoleon! Er

war gebeugt, aber würdig in seiner Haltung und ergeben. Ich habe ihm Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthalt gegeben. Unsere Begegnung fand in einem kleinen Schlößchen vor dem westlichen Glacis von Sedan statt. Von dort beritt ich die Armee um Sedan. Den Empfang durch die Truppen kannst Du Dir denken! Unbeschreiblich! Beim Einbrechen der Dunkelheit 1/28 Uhr hatte ich den fünfstündigen Ritt beendigt, kehrte aber erst um 1 Uhr hierher zurück. Gott helfe weiter!"

In Deutschland wie überall schlugen diese Nachrichten wie Blitze ein, die dort zu einem Sturm der Begeisterung, anderswo des Staunens und der Betäubung hinrissen. Kaum je sind in den deutschen Landen die nationalen Wogen so hoch gegangen, und haben solchen Jubel hervorgerufen, solchen Enthusiasmus für das theure Vaterland, das auf einmal so groß, so herrlich, so reich an Siegen und kostbaren Errungenschaften dastand. „Napoleon gefangen." Dieser von Mund zu Mund gehende Ruf mischte sich mit dem andern: „Der Krieg ist beendet, es ist Friede, und welch ein ruhmreicher Friede." Fast atemlos wurden die näheren Nachrichten erwartet. Sie kamen bald, täglich, stündlich, und dienten nur dazu, die freudige und stolze Aufregung zu steigern, wenn auch bald die Aussicht auf Frieden getrübt werden sollte. Was aber auch der Krieg noch bringen konnte, die deutsche Nation stand so fest zusammengeschweißt da, wie nie in ihrer Geschichte, und war zu den äußersten Opfern entschlossen, um von der Höhe, die am 2. September erreicht war, nicht wieder herabzusteigen. Zwei ausführliche Schriftstücke, unmittelbar unter dem Eindruck der Schlacht, von allernächstbeteiligten Personen abgefaßt, zeugen von den großen Ereignissen jener Tage für alle Zeiten. Über die Verhandlungen bei Sedan berichtete der Bundeskanzler Graf Bismarck an den König, und in einem Schreiben an seine erlauchte Gemahlin vom Schlachtfelde aus gab der letztere die frischen Eindrücke und Empfindungen wieder, die die Schlacht, der Sieg, die Begegnung mit dem gefangenen Kaiser in ihm hervorgerufen. Dieses Schreiben lautet:

Vendresse, südlich Sedan, 3. September 1870.

Du kennst nun durch meine drei Telegramme den ganzen Umfang des großen geschichtlichen Ereignisses, das sich zugetragen hat. Es ist wie ein Traum, selbst wenn man es Stunde für Stunde hat abrollen sehen.

Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte und ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen, und uns zu Werkzeugen Seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen, und in Demut Gottes Führung und Seine Gnade zu preisen.

Nun folge ein Bild der Schlacht und deren Folgen in gedrängter Kürze!

Die Armee war am Abend des 31. und am 1. früh in den vorgeschriebenen Stellungen angelangt, rund um Sedan. Die Bayern hatten den linken Flügel bei Bazeilles an der Maas, daneben die Sachsen gegen Moncelle und Daigny, die Garde gegen Givonne noch im Anmarsch, das 5. und 11. Korps gegen St. Menges und Fleigneux; da hier die Maas einen scharfen Bogen macht, so war von St. Menges bis Donchery kein Korps aufgestellt, in diesem Orte aber Württemberger, die zugleich den Rücken gegen Ausfälle von Mezières deckten. Kavalleriedivision Graf Stolberg in der Ebene von Donchery als rechter Flügel. In der Front gegen Sedan der Rest der Bayern.

Der Kampf begann trotz dichten Nebels bei Bazeilles schon früh am Morgen, und es entspann sich nach und nach ein sehr heftiges Gefecht, wobei Haus für Haus genommen werden mußte, was fast den ganzen Tag dauerte, und in welches die Erfurter Division Schöler (aus der Reserve, 4. Korps) eingreifen mußte. Als ich um 8 Uhr auf der Front vor Sedan eintraf, begann die große Batterie gerade ihr Feuer gegen die Festungswerke. Auf allen Punkten entspann sich nun ein gewaltiger Geschützkampf, der stundenlang währte, und währenddessen von unserer Seite nach und nach Terrain gewonnen wurde. Die genannten Dörfer wurden gewonnen.

Sehr tief eingeschnittene Schluchten mit Wäldern erschwerten das Vordringen der Infanterie und begünstigten die Verteidigung. Die Dörfer Illy und Floing wurden genommen, und zog sich allmählich der Feuerkreis immer enger um Sedan zusammen. Es war ein grandioser Anblick von unserer Stellung auf einer dominierenden Höhe hinter jener genannten Batterie, rechts vom Dorfe Frénois vorwärts, oberhalb St. Torcy. Der heftige Widerstand des Feindes fing allmählich an nachzulassen, was wir an den aufgelösten Bataillonen erkennen konnten, die eiligst aus den Wäldern und Dörfern zurückliefen. Die Kavallerie suchte einige Bataillone unseres 5. Korps anzugreifen, die vortreffliche Haltung bewahrten; die Kavallerie jagte durch die Bataillons-Intervallen durch, kehrte dann um und auf demselben Wege zurück, was sich dreimal von verschiedenen Regimentern wiederholte, so daß das Feld mit Leichen und Pferden besäet war, was wir alles von unserem Standpunkte genau mit ansehen konnten. Ich habe die Nummer dieses braven Regiments noch nicht erfahren können.

Da sich der Rückzug des Feindes auf vielen Stellen in Flucht auflöste und alles, Infanterie, Kavallerie und Artillerie in die Stadt und nächste Umgebungen sich zusammendrängte, aber noch immer keine Andeutung sich zeigte, daß der Feind sich durch Kapitulation aus dieser

verzweifelten Lage zu ziehen beabsichtige, so blieb nichts übrig, als durch die genannte Batterie die Stadt bombardieren zu lassen; da es nach 20 Minuten ungefähr an mehreren Stellen bereits brannte, was mit den vielen brennenden Dörfern in dem ganzen Schlachtkreise einen erschütternden Eindruck machte — so ließ ich das Feuer schweigen und sendete den Oberstlieutenant von Bronsart vom Generalstabe als Parlamentär mit weißer Fahne ab, der Armee und Festung die Kapitulation antragend. Ihm begegnete bereits ein bayerischer Offizier, der mir meldete, daß ein französischer Parlamentär mit weißer Fahne am Thore sich gemeldet habe. Der Oberstlieutenant von Bronsart wurde eingelassen, und auf seine Frage nach dem General en chef ward er unerwartet vor den Kaiser geführt, der ihm sofort einen Brief an mich übergeben wollte. Da der Kaiser fragte, was für Aufträge er habe, und zur Antwort erhielt: „Armee und Festung zur Übergabe aufzufordern," erwiderte er, daß er sich dieserhalb an den General von Wimpffen zu wenden habe, der für den blessierten Mac Mahon soeben das Kommando übernommen habe, und daß er nunmehr seinen Generaladjutanten Reille mit dem Briefe an mich absenden werde. Es war 7 Uhr, als Reille und Bronsart zu mir kamen; letzterer kam etwas voraus, und durch ihn erfuhren wir erst mit Bestimmtheit, daß der Kaiser anwesend sei. Du kannst Dir den Eindruck denken, den es auf mich vor allem und alle machte! Reille sprang vom Pferde und übergab mir den Brief seines Kaisers, hinzufügend, daß er sonst keine Aufträge habe. Noch ehe ich den Brief öffnete, sagte ich ihm: „Aber ich verlange als erste Bedingung, daß die Armee die Waffen niederlege." Der Brief fängt so an: „Da ich an der Spitze meiner Truppen den Tod nicht finden konnte, so lege ich meinen Degen zu den Füßen Ew. Majestät nieder," alles Weitere mir anheimstellend.

Meine Antwort war, daß ich die Art unserer Begegnung beklage und um Sendung eines Bevollmächtigten ersuche, mit dem die Kapitulation abzuschließen sei. Nachdem ich dem General Reille den Brief übergeben hatte, sprach ich einige Worte mit ihm als altem Bekannten, und so endigte dieser Akt. — Ich bevollmächtigte Moltke zum Unterhändler und gab Bismarck auf, zurückzubleiben, falls politische Fragen zur Sprache kämen; ritt dann zu meinem Wagen, und fuhr hierher, auf der Straße überall von stürmischen Hurras der heranziehenden Trains begrüßt, die überall die Volkshymne anstimmten. Es war ergreifend! Alles hatte Lichter angezündet, so daß man zeitweise in einer improvisierten Illumination fuhr. Um 11 Uhr war ich hier und trank mit meiner Umgebung auf das Wohl der Armee, die solches Ereignis erkämpfte.

Da ich am Morgen des 2. noch keine Meldung von Moltke über die Kapitulationsverhandlungen erhalten hatte, die in Donchery stattfinden sollten, so fuhr ich verabredetermaßen nach dem Schlachtfeld um 8 Uhr früh und begegnete Moltke, der mir entgegenkam, um meine Einwilligung zur vorgeschlagenen Kapitulation zu erhalten, und mir anzeigte, daß der Kaiser früh 5 Uhr Sedan verlassen habe und auch nach Donchery gekommen sei. Da derselbe mich zu sprechen wünschte und sich in der Nähe ein Schlößchen mit Park befand, so wählte ich dies zur Begegnung. Um 10 Uhr kam ich auf der Höhe von Sedan

an; um 12 Uhr erschienen Moltke und Bismarck mit der vollzogenen Kapitulations-Urkunde; um 1 Uhr setzte ich mich mit Fritz in Bewegung, von der Kavallerie-Stabswache begleitet. Ich stieg vor dem Schlößchen ab, wo der Kaiser mir entgegenkam. Der Besuch währte eine Viertelstunde; wir waren beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen. — Was ich alles empfand, nachdem ich vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben.

Nach dieser Begegnung beritt ich von 1/2 3 bis 1/2 8 Uhr die ganze Armee vor Sedan.

Der Empfang der Truppen, das Wiedersehen des dezimierten Gardekorps, das alles kann ich Dir heute nicht beschreiben; ich war tief ergriffen von so viel Beweisen der Liebe und Hingebung.

Nun lebe wohl, — mit bewegtem Herzen am Schlusse eines solchen Briefes.

Wilhelm.

Zusammengeschweißt fühlte sich damals die deutsche Nation wie nie, haben wir oben gesagt. König Wilhelm sprach etwas Ähnliches in seiner Anrede an die um ihn auf dem Schlachtfelde versammelten deutschen Fürsten aus: „Sie wissen nun, meine Herren,“ sagte er, „welch großes geschichtliches Ereignis sich zugetragen hat. Ich verdanke dies den ausgezeichneten Thaten der vereinigten Armeen, denen Ich Mich gerade bei dieser Veranlassung verpflichtet fühle, Meinen Königlichen Dank auszusprechen, umsomehr, als diese großen Erfolge wohl geeignet sind, den Kitt noch fester zu gestalten, der die Fürsten des Norddeutschen Bundes und Meine anderen Verbündeten — deren fürstliche Mitglieder Ich in diesem großen Momente zahlreich um Mich versammelt sehe — mit uns vereint, so daß wir hoffen dürfen, einer glücklichen Zukunft entgegenzugehen. Allerdings ist unsere Aufgabe mit dem, was sich unter unseren Augen vollzieht, noch nicht vollendet; denn wir wissen nicht, wie das übrige Frankreich es aufnehmen und beurteilen wird. Darum müssen wir schlagfertig bleiben; aber schon jetzt Meinen Dank jedem, der ein Blatt zum Lorbeer- und Ruhmeskranze unseres Vaterlandes hinzugefügt.“

Als der König seine Verbündeten erwähnte, richtete er seine Augen besonders auf die Prinzen Luitpold von Bayern und Wilhelm von Württemberg, denen Se. Majestät später auch noch die Hand reichte.

Am 3. September gab es ein Festmahl im Großen Hauptquartier. Der König erhob sich zu einem Trinkspruch. „Wir müssen heute,“ sprach er, „auf das Wohl Meiner braven Armee

trinken. Sie, Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie, General von Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf von Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht. Lassen Sie Uns also auf das Wohl der Armee, der drei von Mir Genannten und jedes einzelnen unter den Anwesenden trinken, der nach seinen Kräften zu den bisherigen Erfolgen beigetragen hat."

Inzwischen vollzog sich im Inneren Frankreichs eine Umwälzung, durch welche der natürliche Lauf der Ereignisse gekreuzt wurde. An die Stelle des durch Aufruhr gestürzten Kaisertums trat eine Regierung, welche sich nur durch Nachgiebigkeit gegen die Volksleidenschaften und gegen den Kriegsrausch zu halten vermeinte und unter dem Vorgeben, daß die napoleonische Politik allein den Krieg verschuldet habe, die billigen Forderungen Deutschlands von der Hand wies. Dieser Verblendung ist es zuzuschreiben, daß die Dauer des Feldzuges noch um viele Monate verlängert und Frankreich der äußersten Zerrüttung preisgegeben wurde, ehe es sich den Bedingungen des Siegers unterwarf.

Mit der Anspannung aller Kräfte für die Fortführung eines aussichtslosen Krieges hielt das Emporkommen der rohesten Leidenschaften und Begierden, wie sie aus dem Schlamme des Parteitreibens hervorwuchern, gleichen Schritt; die innere Verwilderung schlug Frankreich noch tiefere Wunden, als die Gewalt der deutschen Waffen, und die greuelvolle Wirtschaft der Pariser Kommune bewies, wieweit die Mißachtung aller staatlichen und sittlichen Gesetze bereits vorgeschritten war.

In einem Rundschreiben an die fremden Regierungen aus Rheims vom 13. September 1870 erklärte Graf Bismarck, Deutschland müsse Bürgschaften nicht von einer vorübergehenden Regierung Frankreichs, sondern von der französischen Nation verlangen; um die Angriffe Frankreichs auf die deutsche und namentlich die bisher schutzlose süddeutsche Grenze zu erschweren, sei es erforderlich, die Grenze Frankreichs zurückzuverlegen und die als Ausfallspforten dienenden Festungen Frankreichs als Verteidigungsbollwerke in den Besitz Deutschlands zu bringen. Diese Gesichtspunkte wurden in einem zweiten Rundschreiben aus Meaux vom 16. September 1870 noch eingehender

entwickelt und begründet. Es heißt daselbst, die Forderungen Deutschlands seien durch die Natur der Dinge und das Gesetz der Notwehr gegen ein gewaltthätiges und friedloses Nachbarvolk vorgeschrieben. Frankreich, im Besitze von Straßburg und Metz, habe eine überlegene und bedrohliche Stellung gegen die deutschen Rheinlande, während beide Festungen im Besitze Deutschlands nur Verteidigungszwecken dienen. In beiden Staatsschriften wurde nachdrücklich der Ton darauf gelegt, daß die Forderungen Deutschlands, die auf eine Erschwerung der französischen Angriffe abzielten, zugleich als Bürgschaften für den europäischen Frieden gelten müßten, der von seiten Deutschlands keine Störungen zu besorgen habe.

Am 19. und 20. September fanden im großen Hauptquartier des Königs in Ferrières Verhandlungen des Grafen Bismarck mit dem französischen Unterhändler Jules Favre statt. Auf die Forderungen von deutscher Seite antwortete am nächsten Tage die republikanische Regierung Frankreichs mit den Worten: „Weder einen Zoll unseres Territoriums, noch einen Stein von unseren Festungen.“ Also vorwärts marsch, nach Paris!

10.

In Versailles.

Wir folgen jetzt dem großen Hauptquartier des Königs auf seinem schnellen Vorrücken gen Paris. Am 3. September erteilt König Wilhem den Befehl zur Wiederaufnahme des Marsches nach der feindlichen Hauptstadt. Er zieht am 5. September in Rheims ein, wo er den erzbischöflichen Palast bewohnt. Er besucht am 10. September das vormalige Lager von Chalons, kommt nach Chateau-Thierry, Meaux, Ferrières, wo der französische Unterhändler Jules Favre ins Hauptquartier kommt. Die Einschließung von Paris beginnt am 19. September. Am 23. trifft die Nachricht von der Kapitulation von Toul ein, am 27. die von der Übergabe Straßburgs. Am 5. Oktober folgt der Einzug in Versailles. Der König empfängt hier den Kronprinzen, die deutschen Fürsten, die am Feldzuge teilnahmen, die Generalität und die Offizierkorps.

Die Präfektur in der Avenue de Paris ist für die Aufnahme des Königs eingerichtet. Ein prächtiges, stolzes Gebäude! Den mittleren Teil, also das Hauptgebäude und den rechten Flügel, bewohnt der König, den linken der neue Präfekt, Herr v. Brauchitsch-Genthin. In dem Parterre dieses Flügels befindet sich das Wachtlokal für die königliche Stabswache, zu der jedes Regiment der Monarchie je einen Mann abkommandiert hat. In der Rue de Provence hat sich der deutsche Reichskanzler sein Asyl aufgesucht, vom Lärm der Straßen entfernt, wo die Zweige einer grünen Edel-Tanne zu der Begründung des neuen Deutschen Reiches sanft säuseln.

Man fühlt es wohl, wenn man diesen Zufluchtsort passiert, daß er ausgesucht ist, um Varzin in etwas zu ersetzen. In allen Wipfeln ist Ruh, aber drinnen schafft ein hastiger Geist und spottet der umgebenden Stille. Wie ganz anders sucht des Kanzlers allergnädigster Herr und König sich seinen Wohnsitz auch in der Kampagne aus! Er läßt sich in das Herz der Städte bringen, dort wo alle Arterien und Venen sich treffen und heftig pulsieren. Wo die Truppen notwendig ihren Marsch nehmen müssen, da nimmt der König sein Quartier, er muß an das Fenster treten können, wenn die Trommel wirbelt oder die Musik die Wacht am Rhein spielt; er kümmert sich nicht um den Verlust des Schlafes, den ihm in der Nacht das unter den Kanonen erdröhnende Pflaster raubt, oder das Kommando der bayerischen Fuhrwerks-Kolonnen mit requiriertem Hafer: Kolonne Halt!

In dem Hauptquartier führt der König ganz dieselbe Lebensweise, wie in der Heimat. Durchschnittlich steht er um 7 Uhr auf, im Sommer oft sehr viel früher, im Winter hin und wieder etwas später. Nie schläft er anders, als in seinem eigenen Kampagnebett, welches auch zu allen Manöverreisen und Königsrevuen mitgenommen wird. Dasselbe besteht aus einem eisernen Gestelle, ist nur einen Fuß von dem Boden hoch und hat nur wenig Polsterwerk. Bei rauher Jahreszeit deckt sich der König auch wohl noch besonders mit seinem Mantel zu. Nur eine kleine Taschenuhr wird neben diesem einfachen Nachtlager an die Wand gehängt.

Zur vorher bestimmten oder gewöhnlichen Zeit tritt, wenn der König nicht schon vorher geklingelt hat, der dienstthuende Kammerdiener in das Schlafzimmer. An Tagen, wo es zur Schlacht geht, schon sehr früh, z. B. bei Gravelotte, wo um 3 Uhr geweckt wurde, da der König gern schon beim Aufmarsch der Truppen gegenwärtig ist. Kommen Depeschen, Briefe oder Telegramme während der Nacht an, so werden sie dem dienstthuenden Flügeladjutanten gebracht, damit dieser beurteilen kann, ob es nötig ist, den König deswegen zu wecken. Ist es nicht nötig, so werden diese Depeschen rc. auf den Tisch gelegt, wo der König Kaffee trinkt, so daß dieselben sofort in seine Hände kommen. In einem Falle ist auch dies während des Feldzuges nicht geschehen, nämlich als die Nachricht von dem Ableben der Frau

Prinzessin Friedrich der Niederlande, der geliebten jüngsten Schwester des Königs, am 7. Dezember in Versailles eintraf. Da diese Kunde schon erwartet worden war, so hatte Se. Königliche Hoheit der Kronprinz angeordnet, daß ihm das für den König bestimmte Telegramm gebracht werden sollte, was denn auch von dem Telegraphenamte pünktlich geschah, so daß der Sohn dem Vater die Trauernachricht auf die schonendste Weise mitteilen konnte.

Der König zieht sich gleich nach dem Aufstehen von Kopf bis zu Fuß an und bleibt den ganzen Tag angezogen, macht es sich nicht weiter bequem, als daß er den Überrock aufknöpft, wenn er allein in seinem Zimmer ist oder nur Personen seiner Umgebung empfängt. Sobald andere Personen empfangen werden, erscheint der König immer mit zugeknöpftem Überrock; auch wenn er an das Fenster tritt, um vorbeimarschierende Truppen zu sehen, oder wenn er weiß, daß Militärpersonen ihn sehen können, bleibt der Anzug immer dienstlich. Kommt der König von Reisen, anstrengenden Truppenbesichtigungen und Manövern oder aus einem Gefechte zurück, so wechselt er wohl die Wäsche, zieht sich aber gleich wieder vollständig an. Einen Schlafrock, Pantoffeln oder sonst irgend eine häusliche Bequemlichkeit hat der König noch nie benutzt, selbst während eines Unwohlseins oder einer Krankheit nicht.

Das Anziehen und die Toilette dauert ungefähr eine halbe Stunde; dann tritt der König in sein Arbeitszimmer, wo der Kaffee bereits auf den Schreibtisch gestellt ist und die eingegangenen Telegramme, Familienbriefe und Depeschen daneben gelegt sind. Der Schreibtisch ist vom König selbst immer streng in Ordnung gehalten, alle Papiere rechts und links nach ihrem Inhalt oder ihrer Bestimmung übereinander gelegt, so daß vor dem Sitz immer ein freier Raum bleibt. Im Winter steht, bis es draußen hell genug zum Lesen wird, eine Arbeitslampe mit grünem Schirm auf dem Tische, bei deren Schein die ersten Telegramme und Briefe eröffnet werden. Das Frühstück besteht aus Kaffee, hin und wieder auch aus Thee mit Zwieback und einem weichen Ei, bleibt auch unabänderlich unter allen Umständen dasselbe.

Nach dem Kaffee werden die mit der Post aus der Heimat angelangten Briefe, Berichte ꝛc. hereingebracht. Der

König öffnet sämtliche Briefe selbst, ohne alle Ausnahme, und überläßt dies unter keinen Umständen einer andern Person, es müßte denn bei Krankheitsfällen in seiner Gegenwart geschehen. Je nach den verschiedenen Behörden, welchen die eingegangenen Schreiben zum Bericht übergeben werden sollen, legt sie der König nun in verschiedene Mappen oder Fächer, z. B. Zivil-Kabinett, — Militär-Kabinett, — Staats-Ministerium, — Kriegs-Ministerium, — Justiz-Ministerium, — Gnaden- und Unterstützungssachen. Schon beim ersten Durchlesen macht der König Zeichen oder Randbemerkungen auf die Briefe, je nachdem er die Eingabe, den Bericht oder das Gesuch dazu angethan findet. Diese Zeichen haben ihre ganz bestimmte Bedeutung, und die Beamten, in deren Hände die so geordneten Schriftstücke nun kommen, wissen darnach zu verfahren. Alle für die in Berlin gebliebenen Ministerien bestimmte Schriften gehen nach Berlin zurück, dagegen erhalten die im Hauptquartier vertretenen Behörden dort alsbald, was sie zum Vortrage vorzubereiten haben.

Die Unterstützungs-Gesuche, Einreichungen von Kunstwerken und Büchern oder Musikalien gehen durch den Kabinettsrat Borck, welcher täglich morgens bei Sr. Majestät erscheint und die dahin lautenden Befehle persönlich in Empfang nimmt. Die Zahl dieser Unterstützungs-Gesuche und Bitten um Geldgeschenke nimmt auch während des Feldzuges nicht ab, ebenso die Zahl der Gnaden-Gesuche um Erlaß einer verwirkten Strafe. Sehr selten entscheidet der König in einer Angelegenheit gleich, sondern überweist die Gesuche den zuständigen Behörden. Nur wenn die Verhältnisse eines Bittenden ihm persönlich bekannt und er von der sonstigen Verdienstlichkeit desselben überzeugt ist, erteilt er sofort seine Befehle. Jeder Brief, der durch die Post eingeht, kommt unfehlbar in die Hände des Königs und wird, nachdem die zuständige Behörde Vortrag über denselben gehalten, beantwortet. In diesem Geschäftsbetrieb macht auch der Krieg nicht den geringsten Unterschied. Die Geschäfte vermehren sich durch das Hervortreten oder Hinzutreten der Befehle und Obliegenheiten für die Kriegführung, aber sie ändern sich nicht.

Um 9 Uhr meldet sich jeden Morgen der Flügel-Adju-

tant vom Dienst für den Tag, da täglich ein anderer in Dienst tritt.

Der eigentliche Tagesdienst bei der Person Sr. Majestät wird während des Feldzuges nur von vier Flügel-Adjutanten versehen. Er besteht darin, daß morgens 9 Uhr die etwa während der Nacht eingegangenen Berichte vorgelegt, die Befehle in militärischen Angelegenheiten empfangen und dann an die betreffenden Kommandos oder Personen befördert werden. Alle Meldungen müssen zunächst dem Flügel-Adjutanten gemacht werden, welcher allein das Recht hat, unaufgefordert in das Arbeitszimmer des Königs einzutreten, und geschieht dies stets mit dem Helm in der Hand in streng dienstlicher Haltung. Wenn der König ausfährt, steigt der dienstthuende Flügel-Adjutant mit in den Wagen und sitzt links neben dem Könige; er empfängt die fürstlichen Personen, welche den König besuchen, und begleitet sie nach ihrem Range beim Weggehen. Alle Meldungen bei Avancements, Versetzungen und Ordensverleihungen legt er dem Könige vor und empfängt die Bestimmungen, wann die sich Meldenden empfangen werden sollen; zu sofortigem Ordonnanzdienst sind dem Flügel-Adjutanten Mannschaften von der Leib-Gendarmerie beigegeben, welche ebenfalls den ganzen Tag zur Disposition bleiben und überhaupt alle Botengänge besorgen. Der Flügel-Adjutant hält sich den ganzen Tag, oder bis der König ihn entläßt, im Vorzimmer auf, welches je nach der Örtlichkeit der wechselnden Hauptquartiere so nahe als möglich am Arbeits- oder Empfangszimmer des Königs liegt. Er hat ein Journal zu führen, in welches er alles dasjenige einschreibt, was während seines Diensttages geschehen, welche Vorträge der König entgegengenommen, welche Personen er empfangen, wann und wohin er ausgefahren oder geritten, und welche wichtige Nachrichten etwa eingegangen sind. Solche Journale sind schon zur Zeit König Friedrich Wilhelms III. und des verstorbenen Königs geführt worden und bieten das zuverlässigste Material für die Geschichte, wo es sich darum handelt, den Aufenthalt, die Beschäftigung und Thätigkeit des Königs, sowie diejenigen Personen nachzuweisen, welche in seine Nähe gekommen sind.

Hat nun der seinen Tagesdienst antretende Flügel-Adjutant um 9 Uhr seine Meldung gemacht, so fährt der König fort, die eingegangenen Briefe oder den Zeitungsbericht zu

lesen, der jeden Tag von dem litterarischen Bureau des Staats-Ministeriums aus allen europäischen Zeitungen zusammengestellt wird, und zwar in Ausschnitten der wichtigsten und interessantesten Nachrichten, welche, so aneinander gereiht, eine vollständige Übersicht über die Meinungen der Presse in den verschiedenen Ländern geben.

Hiernächst erscheint der Hofmarschall, um die für den Hofhalt bestimmten Befehle zu empfangen. Der König ordnet hier gewissermaßen seine häuslichen und Familien-Angelegenheiten, sowie alles, was sich auf seine fürstlichen Gäste bezieht. Es werden diejenigen Personen bestimmt, welche zur Tafel oder zur Abend-Gesellschaft eingeladen oder befohlen werden sollen, und es wird überhaupt, soweit sich dies während eines Feldzuges bestimmen läßt, der Verlauf des ganzen Tages festgesetzt.

Nun beginnen die eigentlichen Staats- und Regierungsgeschäfte mit den Vorträgen, zu denen die Chefs der verschiedenen Behörden erscheinen. Die Reihenfolge, in welcher diese Vorträge stattfinden, wird an jedem Tage besonders bestimmt, und im Kriege gehen die militärischen Vorträge natürlich allen andern vor.

Das Militärkabinett hat während des Feldzuges täglich Vortrag beim Könige, ebenso findet jeden Tag der sogenannte Vortrag der Generale statt, was man auch den Kriegsrat nennen könnte, wenn dieses Wort in der preußischen Armee gebräuchlich wäre.

Diesem Vortrag, der gewöhnlich um 10 Uhr vormittags stattfindet, der aber auch in besonderen Fällen schon um 9 und 8 Uhr früh, auch schon abends spät abgehalten worden ist, wohnt der Kronprinz jedesmal bei, wenn derselbe im Hauptquartier anwesend ist, zum Besuche dahin kommt oder sich in der Nähe desselben befindet, und ist auch der Chef seines Stabes, General-Lieutenant v. Blumenthal, dabei anwesend. Dann gehören zu diesem Generalsvortrage die General-Adjutanten; während dieses Feldzuges also General der Infanterie v. Boyen und General-Lieutenant v. Treskow, — die beiden einzigen von den zehn General-Adjutanten Sr. Majestät, welche sich in diesem Kriege im Hauptquartier befanden. Außerdem vom Großen Generalstabe der Armee der Chef desselben, General der Infanterie, Graf v. Moltke, und

der General-Quartiermeister der Armee v. Podbielski. Wie es bei diesem Vortrage zugeht, weiß natürlich niemand, der nicht dabei war; aber wenn man nach den Erfolgen urteilt, welche aus demselben hervorgegangen sind, so möchte man wohl einmal, wie ein Mäuslein versteckt, zugehört haben. Wie die Minister in allen Zivil- und Staatsangelegenheiten, so sind die zu diesem Vortrage berufenen Generale die höchsten und vertrautesten Räte des Königs in allen Kriegs- und militärischen Angelegenheiten. Einige Male ist auch der Kanzler des Norddeutschen Bundes, General Graf Bismarck-Schönhausen, bei diesen Generals-Vorträgen gegenwärtig. Während derselben darf niemand angemeldet werden. Kommen besonders wichtige Berichte, welche rasche Entschlüsse nötig machen, so läßt der König auch wohl zu außergewöhnlicher Tageszeit die Generale oder nur einige derselben zusammenberufen; oder es kommt vor, daß der Chef des Großen Generalstabes allein zum Könige kommt, um eine ihm zugegangene Nachricht vorzutragen und gleich den sich darauf beziehenden Befehl zu empfangen. So ist also dieser Generals-Vortrag eigentlich die wichtigste Angelegenheit des Hauptquartiers, weil alles andere von ihm abhängt; es ist demnach auch ganz in Ordnung, daß ihm alles andere nachsteht.

Von der Thätigkeit und den Leistungen des Großen Generalstabes und seiner einzelnen Offiziere ließe sich viel erzählen, und zwar noch mehr, als sich ganz Europa schon davon erzählt, welches die Erfolge derselben bewundert, weil noch niemand öffentlich mitgeteilt hat, in welcher Art, durch welche Mittel und mit wie rastlosem Eifer und unter wie drängenden Umständen das alles hat geleistet werden können; aber dazu gehört eine besondere, ausführliche Arbeit.

Alle diese Vorträge nimmt der König täglich nacheinander an. Nur durch fürstliche Besuche und deren Erwiderung, durch Meldungen von Offizieren, Empfang von Deputationen werden dieselben hin und wieder unterbrochen, gewiß aber, wenn Truppen in die Stadt einrücken oder auf Vorposten ausmarschieren. Dann tritt der König entweder an das Fenster oder vor das Haus auf die Straße, läßt die Truppen vorbeimarschieren und steht, oft im schlechtesten Wetter auf schmutzigem Pflaster oder hartgefrorenem Boden, bis auch der letzte Mann vorüber ist.

Gegen 11 oder 12 Uhr nimmt der König etwas kalte Küche und zwar in der Zeit, wo ein Vortrag geendet hat und der nächste beginnen soll. Hat dann die ununterbrochene Arbeit bis 2 oder 3 Uhr gedauert, so fährt der König entweder in die Lazarette, um seine verwundeten Soldaten zu besuchen und ihnen Trost zuzusprechen, oder er besucht eine Anstalt, eine Kunstsammlung, ein Schloß, eine Merkwürdigkeit der Stadt, auch wohl die Umgegend, um die Stellung der Truppen, ihre Verteidigungsarbeiten oder die feindlichen Werke zu übersehen. An Gefechtstagen wird natürlich die ganze gewohnte Tagesordnung umgeworfen, und der König erfüllt seine Pflichten als Feldherr ebenso gewissenhaft und vollständig, wie diejenigen des Regenten. Mit seinen Soldaten teilt er Gefahren und Beschwerden. Dafür ist der König aber auch immer in der Nähe und auf dem rechten Platze, wenn sich Kaiser ergeben, Festungen kapitulieren und Armeen kriegsgefangen werden. An Gefechtstagen ist von einem ordentlichen Mittagsessen nicht die Rede. Den ganzen Tag über begnügt sich der König mit etwas kalter Küche, die der Reitknecht bei sich führt. Ersichtliche Freude macht es dem Könige, wenn die Truppen ihn mit ihrem begeisterten Hurra! begrüßen, und folgt ihnen gewöhnlich sein Blick mit freundlichstem Ausdruck. Man muß aber auch gesehen haben, welch einen Eindruck es auf die Truppen macht, wenn sie plötzlich hören oder sehen: Der König ist da! Denn wer das nicht gesehen hat, dem kann man auch keine Beschreibung davon machen, wie sich Tausende und Tausende auf einen Ruck bei dem Gedanken zusammennehmen: Der König sieht dich!

Geht im Hauptquartier alles seinen ruhigen Gang, wie z. B. in Rheims, La Ferrière und Versailles, so speist der König gewöhnlich um 4 Uhr zu Mittag. Ist das Hauptquartier aber in Bewegung, wird ein Geburts-, ein Jahrestag oder ein Fest gefeiert, so wird auch wohl erst um 7 Uhr zu Tische gegangen. Die Zahl der Personen, welche regelmäßig zur königlichen Tafel gezogen werden und die der eingeladenen oder befohlenen Gäste richtet sich zunächst nach dem Raume, über den verfügt werden kann, und dieser ist in manchem Hauptquartier so beschränkt gewesen, daß die Tafel nur eine sehr kleine sein konnte. Zu den täglichen Tischgenossen des Königs gehören die Generale seiner unmittelbaren Umgebung

und der Flügel-Adjutant vom Dienst. Außer der königlichen findet auch eine Hofmarschalls-Tafel statt. Große Delikatessen gibt es nicht, da der König in allen seinen Genüssen und Bedürfnissen die Einfachheit liebt. Nur wenn ihm aus der Heimat etwas besonders Appetitliches nachgeschickt wird von Personen, welche eine große Verehrung und Anhänglichkeit für den König bewiesen haben und von denen er eine solche Aufmerksamkeit annehmen kann, gibt es dergleichen auf seiner Tafel, die übrigens auch nicht lange dauert und nach welcher der König sich sehr bald in seine Zimmer zurückzieht. Viele reiche Leute würden mit einer so einfachen Tafel, wie sie der König während des Feldzuges führt, schwerlich auf die Dauer zufrieden sein; kommt es aber darauf an, ein glänzendes, wahrhaft königliches Diner zu geben, wie z. B. am 18. Dezember den 30 Reichstagsmitgliedern, welche von Berlin nach Versailles gekommen waren, um die Adresse zu überbringen, in welcher der König gebeten wird, den Titel Kaiser anzunehmen, so fehlt es auch daran nicht, und wird bei solchen Gelegenheiten die ganze Pracht des königlichen Hofhaltes entfaltet, nicht weil es dem Könige, sondern weil es seinen Gästen Freude macht.

An der königlichen Tafel herrscht die ungezwungenste Unterhaltung, deren Mittelpunkt natürlich immer der König bleibt; Se. Majestät teilt sehr oft die neuesten Nachrichten mit, welche durch den Telegraphen zuerst an ihn gelangt sind, von denen also noch niemand etwas wissen kann. Die Zahl und die Namen der durch das Hofmarschallamt einzuladenden Tafelgäste bestimmt der König stets selbst, und zwar bei den Morgen-Vorträgen der Grafen Pückler und Perponcher, und für jeden seiner Gäste hat er ein freundliches Wort oder eine Unterhaltung über solche Dinge, die derselbe nach seinem Amt und seiner Stellung kennen und verstehen muß, über die er also auch Rede und Antwort geben kann.

Sobald der König sich nach Tische in sein Arbeitszimmer zurückgezogen hat, beginnt er auch sofort wieder zu arbeiten. Von einem Ausruhen, einem Unbeschäftigtsein ist nicht die Rede. Dies ist die Tageszeit, wo der König alle längeren Berichte, die Gefechts-Relationen, die Etats-Rapporte über die Stärke der Truppen, die Berichte über den Gesundheitszustand bei den Armee-Korps und überhaupt die umfänglicheren Schriftstücke liest und mit seinen Randbemerkungen versieht. Ebenso

ist die Zeit, wo die Spezialkarten der verschiedenen Kriegstheater bis ins kleinste Detail studiert werden. Die Entfernungen werden mit dem Zirkel ausgemessen und die Gefechts-Relation bei jedem Dorfe, jedem Wäldchen oder Bach mit der Karte verglichen. Darum ist der König auch ebenso genau über den Stand der Dinge auf hundert Stunden Entfernung, wie in seiner unmittelbaren Nähe unterrichtet, und bringen Offiziere persönliche Rapporte, so sind sie gewöhnlich nicht wenig erstaunt, wenn sie hören, wie vertraut der König mit den Terrainverhältnissen auf so weite Entfernungen ist. Manchmal kommt es vor, daß auch in diese Zeit noch Vorträge fallen oder das Einholen sofortiger königlicher Befehle; denn wenn irgend eine Eigenschaft bei einem Hauptquartier sehr bald als unumgänglich notwendig erkannt wird, so ist es Eile in allen Dingen. Da hat nichts Zeit, kann nichts vertagt oder auf die lange Bank geschoben, sondern muß schnell erledigt werden. Wie die meisten Ereignisse während eines Feldzuges rasch und plötzlich kommen, so darf auch der Befehl nicht auf sich warten lassen, wenn Abwehr, Vorbeugung oder Gegenstoß von Wirksamkeit sein sollen. So kommt denn wohl der Bundeskanzler, der Kriegsminister oder vertraute Personen, um zu berichten und Weisungen für ihr Verhalten zu empfangen. In der Heimat pflegt der König zur Erholung abends das Theater zu besuchen, einer Vorlesung, einem Konzerte beizuwohnen; während des Feldzuges aber gestattet er sich nicht die geringste Erholung, Zerstreuung oder irgend ein Vergnügen. Dagegen nimmt er abends den Thee in Gesellschaft seiner Umgebung ein, wo Zeitungsnachrichten vorgelesen, Erfahrenes mitgeteilt und illustrierte Werke besehen werden. Auch bei dieser Gelegenheit teilt der König den Versammelten meistenteils die seit dem Mittage eingegangenen Telegramme und Berichte mit, und die daran geknüpfte Unterhaltung ist ebenso vollkommen frei als zwanglos. Der König raucht zwar gewöhnlich nicht, fordert aber andere oft dazu auf und raucht dann auch wohl selbst mit. Zur Gewohnheit ist weder Rauchen noch Schnupfen bei ihm geworden. Er hat eine so glückliche Natur, daß er alles thun, aber auch ebenso leicht alles lassen kann. Nur Eine wirkliche Gewohnheit hat der König: die Arbeit.

Der Thee dauert gewöhnlich bis 11 Uhr. Dann hebt der König die Gesellschaft durch sein Weggehen auf und begibt

sich wieder in sein Arbeitszimmer, wo er nun ganz allein und ungestört, gewöhnlich bis nach 12 Uhr, auch länger an seinem Schreibtische arbeitet. Aus der Zahl der am nächsten Morgen zur Bestellung gegebenen Briefe ersieht man, daß der König während dieser späten Stunde besonders viel schreibt.

Wir lassen jetzt schnell die Ereignisse folgen, von welchen die Kunde das große Hauptquartier in Versailles seit den Oktobertagen erreichte. Am 27. Oktober übergab Marschall Bazaine, durch Hunger und Krankheiten im Heere gezwungen, seine Armee und die Festung Metz dem Prinzen Karl (173,000 Mann wurden kriegsgefangen), und nun konnte das deutsche Belagerungsheer durch Eilmärsche nach dem Süden Frankreichs und eine Reihe erfolgreicher Kämpfe um Orleans den Entsatz von Paris durch die Loire-Armee unter General Aurelles de Paladine vereiteln. Alle Anstrengungen des französischen Kriegsministers Gambetta in Bordeaux, durch neugeschaffene Heere sich Paris zu nähern, waren vergeblich. Die Siege des Prinzen Friedrich Karl bei Le Mans vom 6. bis 12. Januar, die dreitägige Schlacht Werders bei Montbéliard am 15., 16. und 17. Januar, die Siege Göbens bei Bapaume am 2. und 3. Januar und bei St. Quentin am 19. Januar, der artilleristische Angriff gegen Paris und der Kampf am Mont Valérien am 19. Januar, endlich die kühnen und erfolgreichen Operationen Manteuffels im Jura bis zur Entwaffnung Bourbakis auf Schweizer Gebiet bildeten eine Reihe der glänzendsten kriegerischen Thaten und Erfolge, wie sie kaum je in einem so kurzen Zeitraum zu verzeichnen waren.

Inzwischen war es zu wichtigen, die Umgestaltung der Verfassungszustände Deutschlands betreffenden Verhandlungen gekommen. Es fanden in Versailles Verhandlungen der Regierungen von Bayern, Württemberg, Hessen und Baden mit der Regierung des Norddeutschen Bundes statt, die zu der erwünschten Einigung führten, so daß also die Verfassung des Norddeutschen Bundes in ihren wesentlichen Zügen die Verfassung der gesamten deutschen Staaten ward. Auf Anregung des Königs von Bayern wurden in die neue Verfassung die Titel deutsches Reich und deutscher Kaiser aufgenommen. Eine Deputation des Reichstages, welcher die Verträge zwischen Nord- und Süddeutschland genehmigt hatte, überbrachte

König Wilhelm die deutsche Kaiserkrone, welche diesmal nicht verschmäht wurde, wie im Jahre 1849. Der König sagte der Deputation: „Nur in der einmütigen Stimme der deutschen Fürsten und freien Städte und in dem damit übereinstimmenden Wunsche der deutschen Nation und ihrer Vertreter werde Ich den Ruf der Vorsehung erkennen, dem Ich mit Vertrauen auf Gottes Segen folgen darf." Am 31. Dezember ward die Verfassung des Deutschen Bundes verkündet.

Als an Kaiser Wilhelm die ersten Anregungen herantraten, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen, da sagte der Kaiser, dessen bescheidenem Sinn wenig nach der neuen Auszeichnung gelüstete, abwehrend: „Aber ich habe Pflichten gegen Preußen! Wenn ich Kaiser werde, so wird mein Sohn sicher noch in Berlin residieren, vielleicht mein Enkel auch noch, aber ein Urenkel wird sagen, was soll ich in der sandigen Mark, — in Heidelberg oder Frankfurt ist es viel schöner, schlagen wir dort die kaiserliche Residenz auf. Und da werden eines Tages die Preußen aufstehen und werden fragen: „Wie ist uns denn, wir haben doch einen König gehabt, der mit uns lebte und unter uns wohnte? Ist er uns untreu geworden?"

Die feierliche Proklamierung des Deutschen Kaiserreichs sollte am 1. Januar erfolgen. Sie verzögerte sich wegen der verspäteten Zustimmung der bayerischen Abgeordneten-Kammer.

Bei dem Festmahl am 1. Januar erhob König Wilhelm sein Glas, um dem siegreichen Heere und den anwesenden deutschen Fürsten seinen Dank auszudrücken und von seinen „Hoffnungen auf die Krönung des Werkes, auf einen ehrenvollen Frieden" zu sprechen. Darauf begrüßte ihn der Großherzog von Baden „heute schon" als das Oberhaupt des Deutschen Kaiserreiches, indem er in seinem Trinkspruche sagte:

„Gestatten Ew. Majestät, daß ich im Namen der hier anwesenden deutschen Fürsten aufrichtig danke für die wohlwollenden Gesinnungen, welche Höchstdieselben auszusprechen geruhten. Es sei mir auch gestattet, den Gefühlen der Freude Ausdruck zu geben darüber, daß es uns vergönnt ist, beim Beginn dieses vielverheißenden Jahres um den sieggekrönten königlichen Heerführer versammelt zu sein. Das deutsche Heer hat unter Ew. Königlichen Majestät glorreicher Führung die Einheit der deutschen Nation gegen den äußeren Feind erkämpft. Ew. Königliche Majestät haben im Verein mit den deutschen

Fürsten und freien Städten den unschätzbaren Wert dieses heldenmütigen Kampfes wohl erkannt und denselben bethätigt in dem Streben, die innere Einheit der Nation als schönsten Lohn für die großartigen Opfer zu dauernder Größe zu erheben.

Der heutige Tag ist dazu bestimmt, das ehrwürdige Deutsche Reich in verjüngter Kraft erstehen zu sehen! Ew. Königliche Majestät wollen aber die angebotene Krone des Reiches erst dann ergreifen, wenn sie alle Glieder desselben schützend umfassen kann.

Nichtsdestoweniger erblicken wir heute schon in Ew. Majestät das Oberhaupt des Deutschen Kaiserreichs und in dessen Krone die Bürgschaft unwiderruflicher Einheit. König Friedrich Wilhelm IV. sagte vor 21 Jahren: „Eine Kaiserkrone kann nur auf dem Schlachtfelde errungen werden.“ Heute, da dieses königliche Wort sich glänzend erfüllt hat, dürfen wir uns wohl alle in dem Wunsche vereinigen, es mögen Ew. Königlichen Majestät durch Gottes Gnade noch recht lange und gesegnete Jahre vergönnt sein, dieses geheiligte Symbol deutscher Einheit und Kraft in Frieden zu tragen. Zur Bekräftigung dieses aufrichtigen Wunsches rufe ich die Worte aus, welche der hohe Verbündete Ew. königlichen Majestät, der König von Bayern, zu geschichtlicher Bedeutung erhoben hat: „Hoch lebe Se. Majestät König Wilhelm der Siegreiche!“

Am 14. Januar erließ König Wilhelm an sämtliche deutschen Fürsten und freien Städte ein Schreiben, worin er ihnen mitteilte, daß er die ihm von ihnen angetragene Kaiserwürde annehme und über sein kaiserliches Programm sich kurz und bündig aussprach:

„Ich nehme die deutsche Kaiserkrone an, nicht im Sinne der Machtansprüche, für deren Verwirklichung in den ruhmvollsten Zeiten unserer Geschichte die Macht Deutschlands zum Schaden seiner inneren Entwickelung eingesetzt wurde, sondern mit dem festen Vorsatz, soweit Gott Gnade gibt, als deutscher Fürst der treue Schirmherr aller Rechte zu sein und das Schwert Deutschlands zum Schutze desselben zu führen. Deutschland, stark durch die Einheit seiner Fürsten und Völker, hat seine Stellung im Rate der Nation wiedergewonnen, und das deutsche Volk hat weder das Bedürfnis noch die Neigung, über seine Grenzen hinaus etwas anderes als den auf gegenseitiger Achtung der Selbständigkeit und gemeinsamer Förderung der

Wohlfahrt begründeten Verkehr der Völker zu erstreben. Sicher und befriedigt in sich selbst und in seiner eigenen Kraft, wird das Deutsche Reich, wie ich vertraue, nach siegreicher Beendigung des Krieges, in welchen ein unberechtigter Angriff uns verwickelt hat, und nach Sicherstellung seiner Grenzen gegen Frankreich ein Reich des Friedens und des Segens sein, in welchem das deutsche Volk finden und genießen wird, was es seit Jahrhunderten gesucht und erstrebt hat."

In dem Schlosse Ludwigs XIV., in dem alten Sitze einer feindlichen Macht, die Jahrhunderte hindurch Erniedrigung und Zersplitterung Deutschlands auf ihre Fahne geschrieben hatte, fand am 18. Januar, dem 170jährigen Gedenktage des preußischen Königtums, die feierliche Proklamation des Deutschen Kaiserreiches statt. Wenn auch die Verhältnisse der Zeit es bedingten, daß bei dieser für ewig denkwürdigen Feier die Armee das deutsche Volk zu vertreten hatte, so waren doch die Augen der ganzen Nation, erfüllt vom Dank für das erreichte Ziel der Einigung, auf die Stelle gerichtet, wo im Kreise der Fürsten, der Heerführer und der Truppen König Wilhelm verkündete, daß er für sich und seine Erben an der Krone Preußens den altehrwürdigsten Titel des deutschen Kaisers in neuem Glanze wiederherstellen wolle.

Die unabweislichen Pflichten des Kriegsdienstes verhinderten, daß alle Teile des um Paris lagernden deutschen Heeres sich in gleichmäßiger Stärke an der Kaiserfeier beteiligten. Von den entfernter liegenden Truppen, wie von denen der Maas-Armee, hatten nur einzelne Deputationen entsandt werden können. Die obersten Führer aber und mit ihnen Abgesandte der Offizier-Korps waren zur Stelle erschienen. Auch für das Bereich der III. Armee hatte die Ordre des Kronprinzen bestimmt, daß von jedem Regiment 3—4 Vertreter in Begleitung der Fahnen und außerdem von den höheren Offizieren nur diejenigen nach Versailles sich begeben sollten, denen die dienstlichen Interessen eine kurze Abwesenheit von ihrem Kommando erlaubten. Den beiden bayerischen Korps war freigestellt worden, ob sie an der Festlichkeit teilnehmen wollten. Sie entsprachen dieser Aufforderung, indem sie den größten Teil ihrer Fahnen nach Versailles schickten und außerdem sich durch die sämtlichen Prinzen des bayerischen Königshauses, die im Felde vor Paris standen, sowie durch zahlreiche

Deputationen der Offiziere und mehrere Detachements königlich bayerischer Soldaten vertreten ließen.

Am Morgen des 18. begab sich der Kronprinz nach dem Schloß, um hier seinen erlauchten Vater zu empfangen. Auf dem Schloßhof stand, ebenso wie vor der Hauptwache, als Ehrenwache eine Kompagnie des 7. Königs-Grenadier-Regiments mit der Fahne.

Der König verließ sein Hauptquartier Schlag 12 Uhr. Vor dem Schlosse angekommen, ließ er es auch heute sich nicht nehmen, die Truppen der Ehrenwache zu inspizieren.

Während der König, umgeben von den Prinzen, den Fürsten, Generalen und Ministern, noch einige Augenblicke in den Vorzimmern der Festräume verweilte, hatte sich in dem Saale, wo die Feierlichkeit stattfinden sollte, der Gallerie des Glaces, die Versammlung geordnet. An der Südseite, die nach dem Park geht, rechts und links von dem mit einer roten Decke bekleideten Altar, welche als Symbol das Zeichen des Eisernen Kreuzes trug, standen die Truppen, welche die Fahnen nach Versailles begleitet hatten. Die Fahnen selbst, von den Fahnenträgern gehalten, hatten ihren Platz auf einer Estrade an der Ostseite des Festraumes. Die Zahl der anwesenden Offiziere betrug zwischen 5- und 600.

Bald nach 12¼ Uhr trat der König in den Festsaal ein, während ein Sängerchor, zusammengesetzt aus Mannschaften des 7., 47. und 56. Regiments, das „Jauchzet dem Herrn alle Welt" anstimmte. Der König nahm in der Mitte vor dem Altar Aufstellung, im Halbkreise um Se. Majestät die Prinzen und Fürsten: der Kronprinz, Prinz Adalbert von Preußen, der Kronprinz und Prinz Georg von Sachsen, die Großherzöge von Baden, Sachsen und Oldenburg, die Herzöge von Koburg, Meiningen und Altenburg, die Prinzen Otto, Luitpold und Leopold von Bayern, die Prinzen Wilhelm und August, sowie die Herzöge Eugen der Ältere und Eugen der Jüngere von Württemberg, die Erbgroßherzöge von Sachsen, Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, die Erbprinzen von Meiningen, Anhalt, die Fürsten von Schaumburg-Lippe und Schwarzburg-Rudolstadt, der Erbprinz von Hohenzollern, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Augustenburg, die Fürsten von Wied, Putbus, Lynar, Pleß, die Prinzen von Reuß, Croy, Biron und Kurland. Hinter den Fürsten und

ihnen zur Seite standen die Generale und Minister. An der Spitze des linken Flügels der Bundeskanzler, der Hausminister Freiherr v. Schleinitz, rechts Staatsminister Delbrück.

Nach dem Chorgesang sang die Gemeinde einen Vers des Chorals: „Sei Lob und Ehr'". Dann folgte die Liturgie und darauf die Festrede. Nachdem der Gesang: „Nun danket alle Gott" und der Segen die kirchliche Feier beendet hatten, schritt der König durch die Reihen der Versammlung auf die Estrade zu, verlas vor den Fahnen die Urkunde der Verkündigung des Kaiserreichs und gab dann dem Bundeskanzler den Befehl zur Verlesung der „Proklamation an das deutsche Volk". Mit lauter Stimme rief darauf der Großherzog von Baden: „Se. Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch!"

Unter den Klängen der Volkshymne stimmte die Versammlung dreimal begeistert ein.

Der Kaiser umarmte dann den Kronprinzen, den Prinzen Karl und die ihm persönlich verwandten Fürsten. Dann ließ er die Deputationen der Offiziere an sich vorüber passieren und ging an den Reihen der im Saale aufgestellten Truppen entlang. Die Musik-Korps hatten sich inzwischen in dem an die Galerie östlich anstoßenden „Friedenssaal" aufgestellt. Sie begrüßten den Kaiser, als derselbe, von den Prinzen, Fürsten und Generalen begleitet, den Festraum verließ, mit dem Hohenfriedberger Marsch. Die Offiziere folgten Sr. Majestät; die Fahnen wurden von den begleitenden Mannschaften in Empfang genommen.

Die Proklamation an das deutsche Volk hatte den folgenden Wortlaut:

Wir Wilhelm,
von Gottes Gnaden König von Preußen,

nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere

Nachfolger an der Krone Preußens fortan den kaiserlichen Titel in Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die Kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermütigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.

Gegeben Hauptquartier Versailles,
den 18. Januar 1871.

Wilhelm.

So war denn das Deutsche Kaisertum wieder erstanden und unter dem begeisterten Zurufe des deutschen Volkes feierlich verkündet worden.

Es war Gottes Fügung, daß die stille Arbeit des deutschen Geistes, durch welche das Werk der Einigung seit Jahrzehnten vorbereitet war, ihre endliche Erfüllung erst auf den Schlachtfeldern finden sollte.

Die Prophezeiung, daß unser Volk durch „Blut und Eisen" zur ersehnten Einheit kommen werde, war rascher und vollständiger, als man es ahnen konnte, zur Wahrheit geworden. In der einmütigen Erhebung und im glorreichen Kampfe aller deutschen Stämme gegen den alten Erbfeind deutscher Nation hatte das Bewußtsein der inneren Einheit mit unerwarteter Kraft alle Hüllen und Hemmnisse gesprengt und abgestreift, und war mit einem gewaltigen Schlage zur Geltung und Herrschaft gelangt.

Die deutsche Einheit war innerlich fertig, schon als der

nationale Krieg unter Führung unseres Heldenkönigs begann, sie war vollends im Geiste des Volkes bestätigt und besiegelt, nachdem die geeinigte Kraft des Volkes sich in wunderbaren Siegen und Erfolgen bewährt hatte.

Deutschland war bereits in der That und Wahrheit ein mächtiges Reich geworden, unser König war bereits der Kaiser und Herzog der Deutschen mit einer Machtfülle und Größe, wie kein Kaiser zuvor, unser Volk war erfüllt und gehoben von dem freudigen Bewußtsein der wiedererstandenen Herrlichkeit des Deutschen Reiches; — so mußte denn, was in gewaltigen Thatsachen und in allen Herzen schon Leben gewonnen hatte, auch in der Gestaltung des deutschen Staatswesens zum wirklichen vollen Ausdruck gelangen.

Nicht von unserm Könige, nicht vom Norddeutschen Bunde war der Anstoß ausgegangen, um inmitten des Krieges die Einheit Deutschlands in einem gemeinsamen Deutschen Bunde zu vollenden, — die süddeutschen Staaten aber folgten dem erhabenen Drange des allgemeinen Bewußtseins, indem sie den unverzüglichen Eintritt in die engere Gemeinschaft erstrebten.

König Wilhelm hätte nimmer die Erneuerung der Kaiserwürde erstrebt oder beantragt: das Königtum der Hohenzollern war an Ehren reich genug, um auch das Deutsche Reich nach allen Seiten hin würdig zu vertreten. Aber es lag in dem Wesen der unwiderstehlich eingetretenen nationalen Entwickelung, daß die Fürsten wie das Volk mit der Wiederherstellung des Reiches auch das Wahrzeichen der alten Herrlichkeit desselben, das Kaisertum wieder aufgerichtet wissen wollten; — in den neu hinzugekommenen süddeutschen Volkskreisen zumal würde man das Deutsche Reich ohne das Kaisertum kaum recht verstanden und in voller Bedeutung anerkannt haben.

So war es denn in Wahrheit die Erfüllung einer „Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland“, daß unser König dem Rufe der deutschen Fürsten und freien Städte und den übereinstimmenden Beschlüssen aller deutschen Volksvertretungen seine Zustimmung gab und mit der Herstellung des Deutschen Reiches auch die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde erneuerte.

11.

Die Rückkehr des Kaisers.

Paris, durch Hungersnot und das Bombardement der Deutschen aufs äußerste bedrängt, mußte nach mehreren blutigen, aber stets erfolglosen Ausfällen am 28. Januar 1871 kapitulieren. Es kam nun ein dreiwöchentlicher Waffenstillstand zustande, die Pariser Forts wurden den Deutschen übergeben, Paris teilweise auf einige Tage besetzt. Eine nach Bordeaux berufene Nationalversammlung wählte Thiers zum Chef der französischen Regierung und dieser vereinbarte mit dem deutschen Reichskanzler Fürst Bismarck die Friedenspräliminarien: Deutsch-Lothringen mit Metz und Elsaß wurden an Deutschland abgetreten, Frankreich mußte 5 Milliarden Kriegskosten zahlen. Der Friede wurde am 10. Mai 1871 zu Frankfurt a. M. geschlossen, die Friedenspräliminarien bestätigt.

Am 7. März brach der Kaiser mit dem großen Hauptquartier von Versailles zur Rückkehr nach Deutschland auf, von dem er fast neun Monate abwesend gewesen war. An der Grenze verabschiedete er sich von der Armee mit den Worten:

„Soldaten der deutschen Armee!

Ich verlasse an dem heutigen Tage den Boden Frankreichs, auf welchem dem deutschen Namen so viel neue kriegerische Ehre erwachsen, auf dem aber auch so viel teures Blut geflossen ist. Ein ehrenvoller Frieden ist jetzt gesichert und der Rückmarsch der Truppen in die Heimat hat zum Teil begonnen; Ich sage Euch Lebewohl und Ich danke Euch nochmals mit warmem und erhobenem Herzen für alles, was Ihr in diesem Kriege durch Ausdauer und Tapferkeit geleistet habt. Ihr

kehrt in dem stolzen Bewußtsein in die Heimat zurück, daß Ihr einen der größten Kriege siegreich geschlagen habt, den die Weltgeschichte je gesehen, — daß das teure Vaterland vor jedem Betreten durch den Feind geschützt ist, und daß dem Deutschen Reiche jetzt Länder wiedererobert worden sind, die es vor langer Zeit verloren hat. Möge die Armee des nunmehr geeinten Deutschlands dessen stets eingedenk sein, daß sie sich nur bei stetem Streben nach Vervollkommnung auf ihrer hohen Stufe erhalten kann, dann können wir der Zukunft getrost entgegensehen.

Nancy, den 15. März 1871.

Wilhelm."

Die Heimkehr des Kaisers wurde zu einem ununterbrochenen Triumphzuge, als er die Grenzen Frankreichs überschritten hatte. Am 7. März verließ er Versailles, am 15. Nancy, um über Metz, Saarbrücken, Mainz nach Frankfurt zu gelangen. Unter dem Donner der Kanonen der Forts lief der Zug in den Bahnhof von Metz ein. Es war ein stolzer Moment, die vor fünf Monaten noch feindliche Stadt als eine nun deutsche begrüßen zu dürfen. Von da ging die Fahrt über Remilly und St. Avold nach Forbach und Saarbrücken. In letzterer Stadt hatte sich eine Deputation der Rheinprovinz, den Oberbürgermeister Bachem aus Köln an der Spitze, eingefunden, um dem Kaiser eine Adresse und einen goldenen Lorbeerkranz zu überreichen. Die Adresse hob den Dank der Rheinlande, welche „dem Einfall eines mit wilden Horden vermischten Heeres zunächst ausgesetzt" waren, hervor. Abends zwischen 6 und 7 Uhr erfolgte der Einzug in die festlich geschmückte und glänzend erleuchtete Stadt Frankfurt. Am 16. März fuhr der Kaiser über Eisenach, wo der Großherzog von Weimar ihn begrüßte, und Gotha nach Weimar, und am 17. über Halle, Magdeburg, Potsdam nach Berlin. Abends um $4^3/_4$ Uhr traf er in Berlin ein. Vom frühen Morgen an durchwogten daselbst bereits massenhafte Menschenschwärme die Lindenpromenaden und den Weg von da bis zum Potsdamer Bahnhof, wo die kaiserliche Empfangshalle auf dem Perron in geschmackvollster Weise zum Empfange dekoriert war. Rote Draperien bildeten einen Baldachin vor dem Empfangssalon, dessen Eingang von zwei über lebensgroßen Viktorinen flankiert wurde. Aus dem Grün hochstämmiger Blattpflanzen ragten Ehren-

schilder mit den vier größten Waffenthaten des beendeten Krieges hervor: Metz, Straßburg, Sedan, Paris. Tausende von Fahnen und Wimpeln in allen deutschen Farben, Laubgewinde, Festons rc. schmückten den Bahnhof. Auf der zweiten Perronstraße war eine Treppe improvisiert, welche bis an die Thür des kaiserlichen Salonwagens hinaufführte. Als die Kaiserin um 2½ Uhr nach dem Bahnhofe fuhr, um ihrem Gemahl bis zur Wildparkstation entgegenzureisen, entstand eine wahre Völkerwanderung von den Linden, die Königgrätzer und Linkstraße entlang bis zum Bahnhofe. Um 4 Uhr konnte man nur noch mit Hilfe kräftiger Ellenbogen den Eingang zum Perron vollführen. Tausende von Menschen bedeckten den Platz vor dem Bahnhofe, die hohe Eisenbahnbrücke über den Kanal, vollgerammt mit Personen beiderlei Geschlechts, bot einen malerischen Anblick. In schneller Reihenfolge rollte nun Karosse auf Karosse vor, welche die Mitglieder des kaiserlichen Hauses, die höchsten Staatsbeamten, die Minister, Deputationen der städtischen Behörden, Vertreter der Geistlichkeit, die Generalität rc. rc. zum Bahnhofe führten. Um 4 Uhr 20 Minuten verkündete ein fernes, donnerähnliches Gebrause, daß der Train, welcher den geliebten Herrscher zurückführte, herannahe. Eine Minute später hielten die beiden mit Guirlanden und Fahnen geschmückten Lokomotiven vor der Empfangshalle. Im Nu pflanzten sich die enthusiastischen Hurrarufe vom Perron bis auf die Straße fort, während der greise Kaiser in den Armen seiner Familie ein erschütterndes Wiedersehen feierte. Fest hielt er die geliebte Tochter, die Kronprinzessin, umfangen, immer wieder zog er die lieblichen Kinder des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Karl zu sich hinauf, welche mit der Familie des Großherzogs von Baden um die Gunst rangen, den geliebten Großvater zu umhalsen und zu küssen. Der Kronprinz sah hocherfreut der Gruppe zu, bis auch an ihn die Reihe kam. Nun wandte sich der Kaiser den Generalen und Ministern zu. Papa Wrangel hatte die Ehre, Primus zu sein; sein tausendfältiges Echo erweckender Ruf: „Unser allgeliebter Kaiser, er lebe hoch! Hurra!“ wurde von einem herzlichen Kusse des Kaisers erstickt. Im selben Augenblicke ertönte die markige Stimme des Reichskanzlers: „Der deutsche Kaiser, er lebe hoch!“ Während dieser Ruf vom Perron auf die Straße sich verpflanzte, drückte der sichtlich gerührte Kaiser,

dem die hellen Thränen in den Augen standen, jedem der Umstehenden die Hand, und nach kurzem Aufenthalt im Salon bestieg er mit der Kaiserin den draußen harrenden zweispännigen Wagen, der ihn mit der Kaiserin nach dem Palais führte — ein wahrer, echter Siegeszug. Auf der ganzen Strecke war es den Beamten nur mit größter Anstrengung möglich, die Passage freizuhalten, die Straßen, die Fenster, sogar die Dächer der Häuser waren bis zum kleinsten Plätzchen besetzt. Donnernder Hurraruf betäubte das Ohr, sobald sich die Equipagen des Kaisers und des Kronprinzen sehen ließen. Zwei mächtige Blumensträuße von Maiglöckchen, welche dem Kaiser auf dem Perron von zwei kleinen Mädchen überreicht wurden, lagen auf dem Rücksitz des Wagens. Inzwischen herrschte Unter den Linden schon ein reges Leben, das sich bei der Ankunft des Kaisers vor dem Palais konzentrierte. Das Monument des großen Friedrich trug diesmal einen sehr einfachen, aber dafür sinnreichen Schmuck: eine riesige, schwarzweiße Standarte mit entsprechender Inschrift. Schlag 5 Uhr wurde auf dem Palais die Kaiserfahne aufgehißt, in demselben Augenblick wurde die Equipage des Kaisers sichtbar. Hier erreichte der Enthusiasmus seinen Höhepunkt; soweit das Auge blickte, sah man über den Köpfen der versammelten Tausende nur eine Fläche von weißen Tüchern; die Universität, die Akademie, das Opernhaus, sowie umliegende Gebäude schienen in gleicher Weise drapiert. Unter donnerndem Hurra verließ der Kaiser den Wagen, trat an die Rampe und grüßte dankend nach allen Seiten hin. Kaum war der Kaiser in das Palais eingetreten, so verlangte das Volk stürmisch den Erretter des Vaterlandes von der zugedachten Schmach wiederzusehen; als er wenige Augenblicke darauf mit der Kaiserin auf dem Balkon erschien, stimmte die Menge unten ein eigens zu diesem Zwecke gedichtetes Opus nach der Melodie der Preußenhymne an. — Immer und immer mußte der Kaiser dem stürmischen Verlangen nachgeben, sich dem Volke zu zeigen, stets aufs neue von Lebehochs, dem Gesange der „Wacht am Rhein“ u. s. w. begrüßt. Immer neue Scharen strömten herbei, bis der einbrechende Abend und die beginnende Illumination die Massen in etwas zerteilte.

Es war wohl niemand, dem bei dem Anblick der Millionen Lichter nicht das Herz, erfüllt von der ungeheuern Tragweite

des Tages, tief erregt aufgegangen wäre zu frommen Gedanken über das gnädige Walten des Geschickes, das unser so oft am Rande des Unterganges stehendes Vaterland bewahrt und wiederum geführt zu neuer Größe und Herrlichkeit. Ich will keine Beschreibung geben, obwohl manche interessante Neuigkeit da war. Nur einer Dekoration will ich gedenken, weil sie historisches Interesse erweckte. In Flammenschrift leuchteten die Namen: Elsaß, Lothringen, darüber aber standen die Büsten des großen Kurfürsten, des alten Fritz und unsers Kaisers. Wie der große Kurfürst für Elsaß heldenmütig eintrat und wie trotzdem die Westmarken doch vom Habsburger abgetreten wurden, ist bekannt. Wie aber kam der alte Fritz hierher? Mit vollem Recht! Wie klar hat gerade er die verhängnisvolle Tragweite des Verlustes dieser Provinzen erkannt! Im Jahre 1738 schrieb er als Kronprinz, auf den ehemaligen Verlust Griechenlands hinweisend, dem von Macedonien die Abtretung des Engpasses der Thermopylen und die Landschaft Phokis abgezwungen wurde: „Die Geschichte Frankreichs liefert hierzu ein Beispiel: Elsaß und Straßburg. Diese Landschaften, jetzt Deutschland entrissen, waren ehemals für dasselbe gleich den Thermopylen und Lothringen, welches längst durch Frankreich weggenommen wurde, entspricht in seiner Lage der Bedeutung von Phokis. Die Art und Weise der Bemächtigung, welche so sehr derjenigen des Königs Philipp von Macedonien gleicht, enthüllt, wie mir scheint, eine vollkommene Gleichheit der Absichten. Philipp beschränkte sich nicht auf die Thermopylen, er drang weiter. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich, was ein Weiser von einem König von Epyrus gesagt erhielt, als er dessen gewaltige Kriegsrüstung sah. Nach dem Grunde befragt, antwortete der König: „Ich will Italien erobern." Und dann? „Dann Sizilien und von hier bedarf es nur eines guten Windes, um nach Afrika zu kommen und Karthago zu nehmen. Darauf durchschreiten wir die Wüste Lybiens, und Arabien und Ägypten werden uns nicht widerstehen, Persien und Griechenland ebensowenig!"

So die Auffassung des alten Fritz, der sehr wohl sah, daß die geraubten Provinzen nur die erste Etappe nach dem Innern Deutschlands waren. In der Nationalversammlung der französischen Republik von 1794 wurde noch einmal die Frage aufgeworfen, ob man nicht sich jeder Eroberung enthalten

solle? Sie wurde verneint. Wenige Jahre, und die Republik stand bereits in Württemberg und die Truppen hausten wie die Mongolen hier wie am Rhein. Die Bedeutung der Rückeroberung der Provinzen ermißt sich in erster Reihe nach ihrem strategischen Wert für die Sicherheit ganz Deutschlands; in zweiter erst nach dem Maße unsrer nationalen und geschichtlichen Interessen. Der Name und Ruhm Kaiser Wilhelms I. hat ein unvergänglicheres Denkmal in dem wiederheimgebrachten Elsaß-Lothringen, als ihm sonst je in Erz und Marmor gesetzt werden kann!

Den Einzugsfeierlichkeiten folgte wenige Tage darauf ein nicht-militärisches Schauspiel. Am 21. März wurde der erste deutsche Reichstag, der den Norden und Süden umfaßte, vom Kaiser Wilhelm feierlichst eröffnet. (An demselben Tage erhob der Kaiser den Grafen Bismarck in den Fürstenstand.)

Seitdem Preußen konstitutionell geworden, hat der „Weiße Saal" des Königs-Schlosses in Berlin eine politische Bedeutung gewonnen. Es ist das die Stätte der Thronreden und der Parlaments-Eröffnungs-Feierlichkeiten. Seitdem ist dieser von den glänzend-weißen Krystallen der unzähligen Kronleuchter funkelnde und blendende Raum auch dem größeren Publikum zugänglicher und bekannter geworden, nämlich in den Momenten der Belebung durch eine strahlende Gesellschaft — denn unbelebt ist er täglich zu sehen: „Zugänglicher und bekannter", sage ich. Man darf sich allerdings nicht zu viel einbilden, wenn man das Glück hat, die rote Einlaßkarte an einem Parlaments-Eröffnungstage zu erhaschen. Wie früh man an einem solchen großen Tage dort auch auf seinem erhabenen Posten erscheine — immer kann man gewiß sein, sämtliche verfügbaren Stühle zwischen und hinter den massiven breiten Pfeilern, deren Dimension in kurzen Abständen schon für die hinter ihnen Placierten die Hoffnung auf Aussicht oder Einblick täuscht, von einem Flor von Damen aus der besten Gesellschaft okkupiert zu finden, welche jedem Herrn eine andere als einseitige Anschauung von den Vorgängen dort unten unmöglich machen. Was man mithin von der Erscheinung der Dinge dort in der Tiefe erfassen kann, ist der armen schmalen Lücke zwischen zwei Damenhüten und Chignons nur eben mittels eines guten Glases abgestohlen.

Mit dieser Einschränkung kann der Schreiber dieses Buches

sich rühmen, den „Weißen Saal“ an seinen höchsten Festtagen geschaut zu haben, wie an jenem im Februar 1867, wo zum erstenmal der Reichstag des Norddeutschen Bundes dort begrüßt wurde, diese „Versammlung, wie sie seit Jahrhunderten keinen deutschen Fürsten umgeben hat“. War der 21. März 1871, als der erste deutsche Kaiser das erste deutsche Voll-Parlament eröffnete, ein größerer Tag? Er war jedenfalls glänzender, ganz der Erhebung des Oberhauptes des Norddeutschen Bundes zum Kaiser entsprechend. Wie zuvor den König und den „Präsidenten“ des Norddeutschen Bundes, kündete den nahenden Kaiser ein unendlich langer Zug von Hofchargen an, von Marschällen und Zeremonienmeistern, von Mundschenken und Truchsessen, von Kämmerern und Adjutanten. Diesen folgten sodann, unmittelbar dem Kaiser voranschreitend, Graf Moltke mit dem Reichsschwerte, neben sich General v. Peuker mit dem Reichsapfel auf einem silberglänzenden Kissen, hinter sich Kriegsminister v. Roon mit dem Zepter auf einem gleichen Kissen, während hinter dem General v. Peuker eine Oberhofcharge mit der Krone auf einem goldstrahlenden Kissen schritt; hinter diesen beiden Paaren kam Feldmarschall v. Wrangel mit dem Reichsbanner, auf beiden Seiten von Generalen geleitet. Jetzt wurde der Kaiser sichtbar und darauf eine lange Reihe von Prinzen. Ich rolle jetzt schnell das Bild auf, wie es während des Vorlesens der Thronrede sich den Augen bot. Unmittelbar vor dem Throne, auf der höchsten Stufe der Kaiser, rechts von ihm, auf der mittleren Stufe, der Kronprinz, auf derselben Stufe, rechts hinter dem Throne, Wrangel mit dem Reichsbanner; links hinter dem Throne Moltke mit dem Schwerte; auf der untern Stufe standen rechts vom Throne Graf v. Redern, der die Krone neben sich auf einen Sessel gelegt, und der General v. Peuker mit dem Reichsapfel auf einem andern Sessel neben sich. Der Kriegsminister nahm dieselbe Stufe links vom Throne ein, mit dem Zepter auf einem Sessel neben sich. Unterhalb der untersten Stufe standen rechts vom Throne ein Generaladjutant des Kaisers, der Oberst-Marschall, der Oberst-Mundschenk; links ein Flügeladjutant und der Oberst-Truchseß. Die Estrade links füllten die Prinzen und hinter diesen die Kaiserin und die Prinzessinnen die improvisierte Tribüne.

Das war das Bild, welches selbst die Chignons der beiden Damen vor mir nicht verhüllten. Am 16. Juni desselben Jahres war mein Ausblick von einer andern Tribüne um ein gut Teil freier. Diese Tribüne war auch improvisiert und stand auf einem klassischen Platze. Zwischen dem königlichen Palais oder der daranstoßenden Bibliothek und dem Opernhause habe ich den Platz mir erobert, von dem aus ich das große Fest des Siegesmarsches der Truppen in Berlin auf mich wirken lassen will. Ich rühme mich dieses Platzes. Es konnte keinen besseren, keinen dankbareren geben. Vor mir die Universität, das alte Palais des Prinzen Heinrich mit den beiden kühnen Flügeln, welche gestatten, zwischen ihnen Stufenreihen zu erheben, die durch ihre Dimensionen kolossal wirken, vor mir ferner zur Linken die Universität, das Akademiegebäude, zur Rechten die Hauptwache und dann weiter das Zeughaus, zwischen diesen verschiedenen Gebäuden, resp. Flügeln Berlin oder vielmehr Deutschland auf prunkenden Tribünen sich über einander schichtend: das ist ein Anblick, für den man schon seinen Platz loben darf.

Ich habe ihn mir durch ein schweres Opfer erworben, nämlich dadurch, daß ich bereits um 9 Uhr morgens die zwei Quadratfuß okkupierte, die um diese Zeit auf der Tribüne noch frei waren, während der Einzug der Truppen vielleicht erst in drei oder vier Stunden zu erwarten war. Kurz vor 11 Uhr erst fährt der Kaiser von seinem Schlosse links von mir ab, um zu der Armee auf dem Tempelhofer Felde zu stoßen, die er als Triumphator in seine Hauptstadt einführen will. Das erste Hurra läßt sich vernehmen, das erste Hut- und Tücherschwenken beginnt. Bald fährt auch die Kaiserin ab. Neues Hurra und Schwenken. Rechts von mir, auf der andern Seite des Opernhauses, verläßt der Kronprinz, den Feldmarschallstab in der Hand, mit Gefolge sein Palais. Neues Hurra, neues Tücherwehen. Die Kronprinzessin folgt im Wagen mit sechs Rappen. Abermals Sturm der Begeisterung. Es fehlt an Zerstreuungen nicht. Aber die Sonne sendet Strahlen, wie in diesem Sommer noch nie. Man beneidet die Jungen, die im dichten Laub der Linden sich ihre schattigen Plätze billig erobert haben, oder auf der Spitze der Anschlagsäulen unterhalb der Linden. Da hat selbst ein Gamin, auf den ehernen Schultern von Friedrich II. der Schutz-

leute spottend, sich einen Wolkensitz gewählt. Was will die Polizei? Sie kann ihm nicht nachklettern. Friedrich II.? Ist der Anblick seines Denkmals nicht geeignet, Gedanken zu erwecken? Er schaut sinnend auf das Gewühl herab, „als dächt' er vergangener Zeiten". Auf meiner Tribüne herrscht eine Aufregung, die wirklich für das ungeduldige Harren unter senkrechten Sonnenstrahlen entschädigt. Mein Nachbar zur Rechten, ein Holländer, erzählt mir, daß er in Düsseldorf habe Landwehr heimkehren sehen, wobei die Frau eines Wehrmanns mitten in der Kompagnie diesem am Arme gefolgt sei und der dreijährige Sprößling solcher Liebe dem Vater auf dem Tornister gesessen habe; durch diesen Anblick seien ihm Thränen abgepreßt, und um ihn noch einmal sich zu verschaffen, sei er nach Berlin gereist. Hinterher ermahnte er mich, mein Taschentuch über den Kopf unter dem Hut zu breiten, damit mein Nacken gegen die Sonne geschützt würde; dies thäte man in „India" immer. Der zweite Nachbar, ein Schweizer, erzählte mir von der Bourbakischen Armee, die mit dem Gesange „le jour de la gloire est arrivé" über seine Grenze gekommen sei. Er meinte, die Deutschen könnten heute das eher singen. Meine Hinter- und Vordermänner brachten noch andere Themata auf das Tapet. Da waren Leute, die von derselben Stelle aus der Grundsteinlegung des Denkmals Friedrichs II. 1840 beigewohnt hatten, als die preußischen Soldaten noch Tschakos und Jacken trugen, ferner der Enthüllung des Denkmals 1852, dem Einzuge der neuvermählten Kronprinzessin Victoria, der im dänischen Kriege siegreichen Armee im Dezember 1864, der aus Böhmen zurückkehrenden Truppen im September 1866. Immer hatte das prächtigste Wetter die Feier begünstigt, bloß im Dezember 1864 war es etwas zu kalt. Heute ließ es ja nichts zu wünschen übrig. Die ganze Tribüne freute sich darüber. Aber die Ungeduld wuchs von Stunde zu Stunde. Man hat fortwährend die Uhr in der Hand. Es ist längst Mittag vorüber. „Hurra! hurra!" erscholl es endlich, hunderttausendfaches Hurra! von allen Sitzen des Amphitheaters, in dem ich mich befinde, herab, vom luftigen Rande dort oben auf den Dächern bis zum Parterre des stehenden Publikums, und Tücher wehen aus allen Fenstern, von allen Tribünen. Der Siegeszug rückt heran.

Voran der Führer, der alte Generalfeldmarschall Graf

Wrangel, ihm zur Seite der österreichische Feldmarschall-Lieutenant v. Gablenz und der russische Oberstallmeister General Baron v. Meyendorff, gefolgt von einer Menge von (nicht mobil gewesenen) Generalen und Stabsoffizieren. Dann erscheinen die Strategen, an der Spitze die Generale v. Podbielski, v. Blumenthal, v. Stosch, v. Stiehle. Ihr Chef, Graf Moltke, sollte erst noch später kommen. Die Zusammensetzung der folgenden bunten und prächtigen Kavalkaden war ohne das Programm in der Hand nicht erkennbar. Ich erkannte aber höhere Militärärzte, Johanniter und Malthefer zuerst heraus. Dann wieder viele hohe Offiziere, deren Physiognomien trotz aller photographischen Schauläden Berlins und trotz aller illustrierten Zeitungen mir nicht gegenwärtig waren, bis dann Herwarth v. Bittenfeld, Vogel v. Falkenstein, v. Bonin, Generallieutenant v. Fabrice, v. Hindersin, v. Zastrow, v. Manstein, v. Kirchbach, v. Kamecke, v. Hartmann, v. d. Tann, v. Manteuffel, v. Steinmetz, der Großherzog v. Mecklenburg-Schwerin bekanntere Gesichter dem jubelnden und Taschentücher schwenkenden Volke zuwandten. Dann lauteres und immer noch lauteres Hurra!

Der Zug bewegte sich langsam, in weiten Zwischenräumen. Der Reichskanzler, der Kriegsminister v. Roon, der Chef des Generalstabes wurden, nachdem schon zehnmal andere mit ihnen verwechselt waren, sichtbar, und etwa 30 Schritt dahinter der Triumphator, der Kaiser, ganz allein reitend, freundlich nach allen Seiten grüßend, aber auch von allen Seiten über alle Beschreibung stürmisch begrüßt. Erst in einiger Entfernung rückte das sehr erlauchte Gefolge, aus Serenissimis, herzoglichen und königlichen Hoheiten, aus Majestäten bestehend, heran. Die verbündeten Fürsten, die Prinzen der königlichen und andrer souveräner Häuser, „stolze Gesellen, waren gerufen herbeigekommen mit großem Gepränge, von allen Seiten und Enden", der Kronprinz von Sachsen, Prinz Georg von Sachsen, Prinz Luitpold von Bayern, der Großherzog von Baden, der Großherzog von Oldenburg, die Herzöge von Anhalt, von Altenburg, von Sachsen-Meiningen und „alle die besten".

Den römischen Triumphatoren wurde die Kriegsbeute auf Wagen vorangeführt, ebenso die Namen der besiegten Völker und die Abbildungen der überwundenen Städte, und unmittelbar vor dem Wagen des Imperators die hervorragenden Gefangenen

in Fesseln. Für die fünf Milliarden in bar wäre auf unsrer via triumphalis kein Platz gewesen; die Namen der Schlachten zierten die Wappenschilder in den Guirlanden der Masten-Einfassung der Siegesstraße; die Abbildungen der überwundenen Länder bestanden in Personifikationen aus Stein; die eroberten Kanonen waren über den ganzen Weg verbreitet, die Gefangenen aber beschränkten sich auf eine kleine Zahl von Rothosen, die indessen nicht in den Zug eingestreut, sondern unter das gaffende Publikum gemischt waren und keine Fesseln trugen. Dafür schlossen Trophäen, die erbeuteten Adler, Fahnen und Standarten in einer imposanten Anhäufung, von bayerischen, württembergischen, badischen, hessischen und norddeutschen Unteroffizieren getragen, dem Gefolge des kaiserlichen Triumphators sich an. Zunächst aber machten sie Halt, es schmetterte Musik, und das siegreiche Heer, mit Lorbeer- und andern Kränzen geschmückt, mit Blumensträußen am Degengriff, an den Helmen oder auf der Gewehrspitze, nahte. Vor meiner Tribüne erweiterten sich die schmalen Züge, die in der Siegesstraße formiert waren, zu sehr ausgedehnter Front, um in Parademarsch vor dem Kaiser, der sich zwischen dem Opernhaus und dem kronprinzlichen Palais mit Gefolge aufgestellt, zu defilieren. „Es steigt das Riesenmaß der Leiber fast über menschliches hinaus." Denn das erste Garde-Regiment zu Fuß eröffnete den Marsch. Es folgte sich Bataillon auf Bataillon, Jäger wechseln mit Grenadieren und Füsilieren, bald erscheint auch das erste kombinierte Bataillon, aus Vertretern des gesamten deutschen Heeres gemischt. Die norddeutsche Pickelhaube, der bayerische Helm mit dem Federbusch, das württembergische Käppi, die durcheinander gemengt sind, zeigen, daß die deutsche Heereseinheit in der Spitze des Ganzen und in den Herzen zu suchen ist. Aber das Publikum gedenkt nur des Bündnisses. Ein enthusiastischer Empfang wird den Brüdern aus dem Süden zu teil. Dies Hurra wird so laut, als wenn es über den Main hinüberschallen sollte. Neue Bataillone, dann auch Schwadronen, mit ihrer schallenden Regimentsmusik, Husaren und wieder eine kombinierte Truppe, aus Reitern aller deutschen Heere so bunt gemischt, daß auch die Wimpeln der Ulanen-Lanzen die Einheit Deutschlands wiederum mehr in die Herzen, als in die Uniformen verlegen, die Tribünen aber desto mehr zur Begeisterung hinreißen.

Die Musik wechselt abermals, und die Arme derer, die von Dächern und Tribünen, aus den Fenstern und Bodenluken Tücher schwenken und Blumen streuen, ermüden nicht, und die Kehlen, die Hurraschreier werden immer heiserer. Jo triumphe! Wiederum Infanterie, alles Garde, auch die Pioniere, dann Ulanen mit gleichen Wimpeln, endlich auch Artillerie mit der deutschen Einheit im Herzen, denn ihr Äußeres verrät abermals die Stammessprödigkeit, der das Publikum wiederum zujauchzt. Da kommen die stolzen Garde du Korps, feldmäßig ohne die silbernen Adler, die auf der Pickel des Helms sich noch hoch erheben, zum Schwung in die Lüfte bereit. Was für ein Regiment von Giganten, von Herkulessen! Jetzt erst möchte ich vom „Riesenmaß der Leiber" sprechen, aber ich habe dies ja schon dem ersten Garde-Regiment zu Fuß beigelegt. Nun Garde-Ulanen, Regiment auf Regiment. Endlich die Artillerie, deren Geschütze nicht enden wollen, Deputationen der Munitions- und der Ponton-Kolonnen, Train, Sanitäts-Detachements.

Das war der große Einzugstag der rückkehrenden siegreichen Truppen in Berlin, allen Zeugen des gewaltigen Schauspieles unvergeßlich, und der glänzende Abschluß eines der größten Kriege der Welt!

12.

Die letzten Regierungsjahre.

Bald fünfzehn Jahre besteht das Deutsche Reich, eine Zeit angestrengter, mühevoller Arbeit. Äußere Sorgen und innere Entwickelungskämpfe sind uns nicht erspart geblieben. Aber je schärfer manche Gegensätze sich gegenübergetreten sind, umsomehr haben wir Veranlassung, das Andenken an die Tage heilig zu halten, welche uns an die Erwerbung unsrer höchsten nationalen Güter erinnern.

Haben sich auch, wie es bei dem Umschwung der menschlichen Dinge nicht anders sein konnte, die frohen und stolzen Hoffnungen auf Einträchtigkeit, mit denen wir damals in die Zukunft schauten, nicht alle erfüllt, so ist doch unsre Liebe zum Kaiser das einigende Band geblieben, das alle deutschen Stämme und politischen Parteien zusammenkettet. Was wiegen alle Fragen des Tages gegen den Tag von Versailles? Was der 18. Januar 1871 uns vor allem verhieß: Deutschland die lange verlorene Stellung in der Welt wiederzugeben und alle nationalen Kräfte zu gemeinsamem Schaffen im staatlich geeinten Vaterlande zusammenzufassen — das ist verwirklicht worden.

Schwere innere Kämpfe füllten schon die erste Zeit des Deutschen Kaiserreichs aus. „Aus Krieg in Krieg" soll Fürst Bismarck geäußert haben, als er im März 1871 aus Frankreich in Berlin anlangte und sich über die Reichstagswahlen berichten ließ, aus denen eine Partei hervorgegangen war, auf welche die Wände des Parlamentssaales wie auf ein noch nicht dagewesenes Wunder herabschauten, eine Partei, die dem jungen

Reiche gleich die Schlange in die Wiege legte, welche den Herkules erwürgen sollte, und diese Schlange war der Protest gegen das Werk der Einigung Deutschlands. Dieses Werk hatte nicht ohne Opfer der Einzelstaaten, ja nicht ohne den Umsturz einiger Throne, das zugleich gewissen kleinstaatlichen Staatsmännern und Parteien ihre Stellung und ihren Einfluß kostete, vollzogen werden können. Es hatte sich daher neben der freudigen Erhebung der großen Masse der Nation in verborgenen Kreisen auch viel Groll und Haß aufgehäuft, die Welfenpartei sammelte unter ihrem Banner alle Unzufriedenen und versuchte es, nachdem ihre Hoffnung auf den Sieg der Waffengewalt bei Sedan vernichtet war, dem jungen Deutschen Reiche mit der Macht der Kirche beizukommen, die politisch geeinte Nation konfessionell zu verfeinden.

Es erhob sich schon während des Krieges nach außen ein Kampf wider das „evangelische Kaisertum," der zuerst in den Wahlen von 1870 im Herbst für den preußischen Landtag, sodann in denen vom März 1871 für den deutschen Reichstag hervortrat. Fürst Bismarck hatte, als er aus dem Kriege nach Berlin zurückkam, ein Dokument in der Tasche, von dem noch niemand etwas wußte, und auf das er trotz böser Ahnungen gute Friedenshoffnungen stützte. Dieses Dokument war ein Schreiben des Papstes Pius IX. an Kaiser Wilhelm und lautete:

Papst Pius IX. dem Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten Kaiser Gruß!

Durch das geneigte Schreiben Eurer Majestät ist uns eine Mitteilung geworden derart, daß sie von selbst unsre Glückwünsche hervorruft, sowohl wegen der Eurer Majestät dargebotenen höchsten Würde, als wegen der allgemeinen Einstimmigkeit, mit welcher die Fürsten und freien Städte Deutschlands sie Eurer Majestät übertragen haben. Mit großer Freude haben wir daher die Mitteilung dieses Ereignisses entgegengenommen, welches, wie wir vertrauen, unter dem Beistande Gottes für das auf das allgemeine Beste gerichtete Bestreben Eurer Majestät nicht allein für Deutschland, sondern für ganz Europa zum Heil gereichen wird. Ganz besonderen Dank aber sagen wir Eurer Majestät für den Ausdruck Ihrer Freundschaft für uns, da wir hoffen dürfen, daß derselbe nicht wenig beitragen wird zum Schutz der Freiheit und der Rechte der katholischen Religion. Dagegen bitten wir auch Eure Majestät, überzeugt zu sein, daß wir nichts unterlassen werden, wodurch wir bei gegebener Gelegenheit Eurer Majestät nützlich sein können. Inzwischen bitten wir den Geber aller Güter, daß er Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät jedes wahre Glück

reichlich verleihe und Sie mit uns durch das Band vollkommener Liebe verbinde.

Gegeben zu Rom bei St. Peter (im Vatikan) am 6. März 1871, im 25. Jahre Unseres Pontifikats.

Die amtliche Zeitung, welche erst im Dezember desselben Jahres das Schreiben veröffentlichte, fügte dann hinzu:

„Wir glauben nicht zu irren, wenn wir versichern, daß alle Äußerungen und Kundgebungen des Papstes in voller Harmonie mit diesen sympathischen Worten stehen, und wir glauben, daß diese Gesinnung des Papstes nicht auf wandelbarer Unterlage ruht. Gerade deshalb dürfen wir es als ein gefährliches und frevelhaftes Beginnen bezeichnen, wenn deutsche Parteimänner, wohl wissend, daß man in Rom die Aufrichtigkeit und Wahrheit ihrer Insinuationen nicht zu prüfen und die deutschen Verhältnisse nicht zu beurteilen in der Lage ist, sich und ihre Fraktions- und Zeitungsinteressen zwischen den Papst und die deutschen Regierungen, ja zwischen den Papst und die deutschen Katholiken zu drängen, und den Intentionen des päpstlichen Stuhls einerseits, dem Geist des deutschen katholischen Volks andrerseits ihre eigenen Parteitendenzen unterzuschieben suchen.“

Keinem in der deutschen Nation hat der harte Kampf, der mit allen seinen giftigen Leidenschaften aus diesem „gefährlichen und frevelhaften Beginnen“ hervorgegangen ist und noch heute heiß brennt, schwerere Sorge und tieferen Kummer bereitet, als Kaiser Wilhelm. Der Abend seines Lebens ist ihm durch bittere Erfahrungen getrübt worden. Neben dem „Kulturkampfe“ war es die wirtschaftliche und soziale Not, die dem jungen Reiche den ersten Lebensgang verkümmerte und dem Herzen des Kaisers weh that. Kein ehrlicher Mann vermag es mehr zu leugnen, daß die allgemeine Not der Zeit ihre Quelle vornehmlich in den Ausschreitungen hat, denen die höheren Gewerbsklassen sich in der Gründerära an der Hand unsrer modernen Sozialgesetzgebung schuldig gemacht haben. Es ist damals mit der Arbeit nicht hausgehalten, es ist mehr in Angriff genommen worden, als das Bedürfnis erheischte, und die notwendige Folge war, daß es der Arbeit zu viel und der Hände zu wenig gab. Heute gibt es der Hände zu viel und der Arbeit zu wenig. Unter den erschreckenden Wirkungen des damaligen Treibens, bei dem die Arbeit zum Mittel und Zweck des gemeinsten Aktienjobbers herabgewürdigt wurde, leiden wir heute noch. Damals hat sich das platte Land entvölkert und in den Städten jene rohe Proletariermasse angehäuft, die, ohne irgend etwas erlernt zu haben, durch Strikes hohe Löhne erzwang, sich in brutaler Genußsucht erging und

sittlich verkam. Daß diese Leute die ersten waren, die man, als der Rückschlag eintrat, aus der Arbeit entließ, und daß dieselben lange nirgend mehr Aufnahme fanden, ist nur natürlich. Die Aktien=, die schrankenlose Zug= und die Strikefreiheit tragen seit Jahren ihre Früchte, und dennoch sträubt sich mancher sonst wohlmeinende Deutsche noch immer dagegen, hier und an andern wunden Stellen unserer sozialen und wirtschaftlichen Gesetzgebung die bessernde Hand anzulegen.

In dem „Kulturkampfe“ wie in dem wirtschaftlichen findet Fürst Bismarck an seinem Kaiser die sichere Stütze für seine Unverdrossenheit und Ausdauer. Im November 1881 haben wir ein Kaiserwort gehört, feierlich vor den Vertretern Deutschlands und vor der ganzen Welt gesprochen, durch welches Kaiser Wilhelm voll und ganz seine Zustimmung zu den Plänen des Kanzlers erklärte. In der damaligen Thronrede gefielen zwei Worte ganz besonders. Es war vor allem das Wort: „Für diese Fürsorge (für die Arbeiter) die rechten Mittel und Wege zu finden, ist eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens steht. Der engere Anschluß an die realen Kräfte dieses Volkslebens und das Zusammenfassen der letzteren in der Form korporativer Genossenschaften, unter staatlichem Schutz und staatlicher Förderung werden, wie wir hoffen, die Lösung auch von Aufgaben möglich machen, denen die Staatsgewalt allein in gleichem Umfange nicht gewachsen sein würde.“ — Das ist ein Wort hoher Wahrheit und Weisheit. Es weist hin auf die rechte Grundlage der sozialen Gestaltungen und auf die rechte Form derselben, wie auf den Geist, der darin walten muß. Und das andere Wort ist dies, da der Kaiser erklärt, wie er sich vor Gott und Menschen ohne Rücksicht auf den unmittelbaren Erfolg verpflichtet halte, die Anregung zu den vorgeschlagenen Reformen zu geben. Das ist kaiserliche Hoheit und Demut, recht vereinigt. Der Kaiser empfindet aufs tiefste seine hohe Verantwortung und Verpflichtung vor Gott und Menschen, darum will er, ohne an den Erfolg zu denken, thun, was er für recht, wahr und heilsam erkannt hat. Seine hohe und heilige Verpflichtung will er erfüllen vor Gott und Menschen.

Drei Jahre zuvor hatte ein trauriges Ereignis, das aus den Arbeiterwirren hervorgegangen war, Kaiser und Nation

betroffen. Fast wäre der Held, den auf dem Schlachtfelde das feindliche Geschoß verschonte, den Mordversuchen eigener Landeskinder zum Opfer gefallen.

Versetzen wir uns noch einmal in den Krieg zurück. In Feindesland! Was gibt es Unheimlicheres, als überall von der Falschheit und vom Verrat umlauert zu sein! Nur mühsam und äußerlich wird die Wut des Hasses und der Rache bei den Besiegten zurückgehalten. Der Nacken beugt sich nur widerwillig unter den schweren Fußtritt des Siegers, bereit, jeden Augenblick die erdrückende Macht abzuschütteln und sich zum erneuten Kampfe trotzig zu erheben. Kein Band der Treue und Pflicht hält das Zusammenleben von Freund und Feind aufrecht. Die Gewalt mit ihrer eisernen Faust schafft Ordnung und Sicherheit. Sie kann den Aufruhr niederhalten, nicht grimmig drohende Augen, nicht Haß und Heimtücke. Etwa mit der Empfindung des Tauchers, der da ausruft: „Es freue sich, wer da atmet im rosigen Licht," betritt derjenige, der in Feindesland gelebt, den heimischen Boden, wo die gleiche Nationalität, dieselbe Liebe zum Vaterlande, gleiches Denken, gleiches Fühlen, gleiche Sprache die Herzen vereinen, und wo es wieder ehrlich-freundliche Augen gibt, „die, gleich des nächtigen Himmels Meteoren, von gleicher Art, aus gleichem Stoff gezeugt sind."

In Feindesland! Der Schreiber dieses Buches hat es erfahren, was das heißt. Es war in der ersten Hälfte des Monats Februar 1871, kurz nachdem der Waffenstillstand abgeschlossen. Durch die Stipulationen desselben war der Kordon, der die Belagerer und die Belagerten von einander trennte, nur schwach gelüftet. Eine deutsche Uniform durfte auf Grund des Waffenstillstandes nicht in der Hauptstadt erscheinen, ein Deutscher im bürgerlichen Rock nicht auf Grund eines geheimen Dekrets des souveränen Volkes der Hauptstadt. Unbekannt mit diesem Dekret, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, Paris nach der Belagerung kennen zu lernen.

Meine Erlebnisse in der französischen Hauptstadt sollten mir auf eine wunderbare Weise eine Begegnung mit unsrem Kaiser verschaffen. Durch die preußischen Behörden aus einer eintägigen Gefangenschaft — mitten im Frieden — befreit, traf ich auf der Rückkehr von Paris in Sèvres einen Bekannten, Herrn St., der mir einen Platz in seinem Wagen anbot, den

er in A. zurückgelassen hatte — ich weiß im Augenblicke nicht mehr, wie der Ort hieß. Es mochte gegen 3 Uhr nachmittags sein, als wir uns auf den Weg machten. Die sehr gut gepflegte und glatte, im übrigen ziemlich schmale Chaussee führte uns durch einen dichten Wald, dem der Monat Februar freilich noch nicht das verlorene Laub wiedergegeben hatte. Sie war durchaus unbelebt. Ich erzählte meinem Begleiter vielleicht zum dritten oder vierten Male mein eben in Paris überstandenes Abenteuer, da machte er mich auf ein kleines, einsam gelegenes Haus aufmerksam. Es lag an der Chaussee, vielleicht noch 500 Fuß von uns. „Das Haus," sagte er mir, „gehört schon zu A., wir haben dann kaum noch zehn Minuten zu gehen." Ich sah aus der Ferne, daß vor dem Hause — Herr St. hatte es mir mit echt deutschem Ausdruck als eine „Kneipe" bezeichnet — eine große Anzahl Blusenmänner um Tische herumsaß, vermutlich in Absinth und Domino vertieft. Es war nach dieser Wahrnehmung kaum eine halbe Minute verflossen, als wir plötzlich die ganze Gesellschaft aufspringen sahen, um, mit der Mütze in der Hand, ehrerbietig einen Wagen passieren zu lassen, auf dessen Bock wir einen Kutscher und einen Lakai bemerkten. „Unser Kaiser," rief Herr St. aufgeregt aus. Fast in demselben Augenblick war der in schnellem Trabe gezogene Wagen uns zur Seite. Front machen, den Kopf entblößen, eine Verbeugung machen, war für uns beide das Werk einer Sekunde. Da hielt der Wagen, der Kaiser — König Wilhelm war das eben erst geworden — machte mit dem Kopfe eine Bewegung, die für uns ein Befehl war, näher zu treten.

„Sie tragen das Eiserne Kreuz. Wer sind Sie?" fragte der Kaiser meinen Begleiter.

„Mein Name ist St., Majestät, ich verwalte das Haupt-Johanniter-Depot in Versailles."

„Sind Sie auch „Prussien (sic)?" Mit diesen Worten wandte sich der Kaiser an mich.

„Zu Befehl, Majestät, ich bin hier als Kriegskorrespondent."

„Exponieren Sie sich nur nicht zu sehr, meine Herren, das Eiserne Kreuz verrät Sie . . ."

Der Kaiser hatte diese Worte kaum ausgeredet, als der schnell eilende Wagen uns die Erscheinung wieder entriß, die

uns eine Weile sprachlos und in höchster Aufregung zurückließ. Man muß unsrem Kaiser Wilhelm in das freundliche Antlitz gesehen haben, um den Eindruck ganz zu fassen, den wir von dieser unerwarteten Begegnung hatten. Fern vom heimischen Boden, fern von Berlin, auf einsamer Chaussee statt Unter den Linden, in einem französischen Walde statt im Tiergarten, empfanden wir das uns zugestoßene Ereignis um so tiefer. Es war dieselbe Tagesstunde, wo der Kaiser die Linden auf der Südseite zu passieren pflegt, um dem Diner noch eine Ausfahrt vorangehen zu lassen. Wir drückten uns beide gegenseitig die Hand und wünschten uns Glück zu der Freude, die uns zu teil geworden. Ich hätte freilich gewünscht, es wäre mir noch die Gnade widerfahren, die letzten Worte des hohen Herrn: „Exponieren Sie sich nicht zu sehr" beantworten zu dürfen.

Mein Reisegefährte und ich wiederholten uns noch einmal jedes Wort, das der Kaiser zu uns geredet. Das Wort „Prussien" interessierte uns besonders. Wir verstanden den Scherz. Der Kaiser hatte, sich in die französische Anschauung von damals versetzend, sagen wollen: „Sind Sie auch ein Barbar?"

Wir hatten jetzt auf zehn Schritt uns der „Kneipe" genähert. Die Blusenmänner, wohl über 20 an der Zahl, standen noch ehrerbietig da, entblößten Hauptes, die Mütze in der einen, die thönerne Tabakspfeife in der andern Hand. Hielten sie uns für grands seigneurs, weil der Kaiser mit uns gesprochen? Wir sahen gar nicht so aus. Ehrten sie in uns die von diesem Monarchen für würdig der Anrede Gefundenen? Das war in der That der Fall. Indem wir ihren Gruß erwiderten, umringten sie uns, um etwas von unsrem Kaiser zu hören. Es folgten begeisterte Exklamationen: „Ein würdiger Herr!" — „Welche edle Persönlichkeit!" — „Welches Auge!" — „Wie freundlich!" — „Welches Vertrauen zu uns!" — „Ohne Eskorte!" — „Man muß ihn verehren!" — „Das ist ein andrer Kaiser!" — und dergleichen mehr.

War das alles aufrichtig gemeint? Dafür stehe ich. Dafür habe ich einen zu scharfen Blick. Dafür waren die Ausrufe zu naiv, zu spontan, zu ungezwungen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß dieselben Gesellen noch wenige Wochen zuvor Chassepots unter den Blusen geführt und als Franktireurs ihren Rachedurst aus geheimen Verstecken gestillt hatten.

Aber vor der Majestät, vor dieser Majestät hatten die wilden Republikaner eine heilige Scheu, eine Scheu, die sie unverhohlen gegen uns ausdrückten. Es waren widrige Gesichter in diesem Haufen, Gesichter, wie die am Tage zuvor in Paris, wie die der Nationalgardisten, die mich aufgriffen, und des Pöbels, der mich verfolgte. Aber sie nahmen einen andern Ausdruck an, seitdem das Auge unsres Kaisers Wilhelm sie getroffen und ihr Gruß freundlich aus mildem Antlitz erwidert worden war.

Wir nahmen, St. und ich, unter den Blusenmännern noch einen Augenblick Platz. Wir befanden uns bei einem sogenannten „Weinhändler", was nicht viel anders sagen will, als in Berlin eine „Destillation". Nur ist der Cognak echt, und der Absinth, der „Kirsch", der Landwein zu vier Sous das halbe Liter trinkbar. Wir mußten von unsrem Kaiser erzählen und hörten bei dem Publikum des Weinhändlers das Echo unsrer Lobsprüche. Im Laufe des Gesprächs kam ich auf mein Pariser Abenteuer vom letzten Tage zu sprechen. Ich fand zwar damit Bedauern, aber man erklärte, man rechtfertigte das Benehmen der Pariser. „Das macht der Krieg." Der Waffenstillstand schien diesen Leuten keine Unterbrechung des Krieges für Paris zu sein. „Das macht der Krieg; Gott weiß, wie gern wir es gehört hätten, wenn eine französische Kugel euren Kaiser in der Schlacht erreicht hätte, oder wenn es unsern Franktireurs gelungen wäre, ihn irgendwo aufzuheben und in unsre Gefangenschaft zu bringen. Aber der wehrlose Mann, der edle und gütige Herr, der schutzlos sich uns anvertraut, dem krümmen wir kein Haar, der soll sich in uns nicht täuschen .... das wäre „feig, niederträchtig."

In diesem Augenblicke ertönte Pferdegetrappel. Der Wagen des Kaisers wurde wieder sichtbar. Abermals flog er an uns vorüber. Abermals brachten die Blusenmänner und ehemaligen Franktireurs dem Monarchen ihre Huldigung dar, stumm, aber ehrerbietig.

Das war im Feindesland, da, wo der Nacken sich nur widerwillig unter den schweren Fußtritt des Siegers beugt, bereit, jeden Augenblick die erdrückende Macht abzuschütteln und sich zum erneuten Kampfe trotzig zu erheben, da, wo kein Band der Treue und der Pflicht das Zusammenleben von

Freund und Feind aufrecht erhält, wo die Gewalt allein mit ihrer eisernen Faust Ordnung und Sicherheit schafft.

Unter den Linden in Berlin, im eigenen Lande, haben sich Deutsche gefunden, die vor dem nicht zurückgeschreckt sind, was wilde französische Republikaner gegenüber dem Oberhaupte des verhaßten Feindes „feig, niederträchtig“ finden.

Im Mai 1878 hielt in Berlin der europäische Kongreß seine Sitzungen, der nach dem Kriege zwischen Rußland und der Türkei die große Aufgabe hatte, für den Frieden Europas neue Grundlagen zu schaffen, ein Ereignis, das ganz besonders dazu angethan war, uns die stolze Höhe erkennen zu lassen, zu der Wilhelm I. Preußen und Deutschland binnen zwei Jahrzehnten emporgeführt hat. Es leuchteten freundliche Sterne über dem Haupte des greisen Monarchen, und freudige Hoffnungen bewegten unser Herz. Was wir damals hofften, es hat sich auch in reichem Maße erfüllt: dank der Weisheit unsres Kaisers und der Staatskunst dessen, den er sicheren Auges zu seinem Berater erkoren, ist Europa der Frieden wiedergegeben, ist die Gefahr eines Weltkrieges glücklich hinweggehoben worden. Doch was ist menschliche Voraussicht? In denselben Tagen, in denen die kaiserliche Residenz sich vorbereitete, die Vollmachtträger der Großmächte Europas würdig zu empfangen, ward unsrem Vaterlande die tiefste Schmach angethan: zu zweien Malen in kurzer Folge erhob sich die Hand des Meuchelmörders in den Straßen Berlins gegen die geheiligte Person des Monarchen. Der erste Mordstreich ging fehl, der zweite traf sein Opfer so schwer, daß wir kaum noch hoffen durften, ihn uns erhalten zu sehen. Gott aber, der in seinem unerforschlichen Ratschlusse geschehen ließ, was geschehen ist, hat das Vaterland vor dem schmachvollen Geschicke gnädig bewahrt, daß der irdischen Laufbahn des glorreichen Begründers unsrer nationalen Einheit, des gefeiertsten Monarchen der Welt, durch Meuchlerhand ein Ziel gesetzt wurde.

Mit ungeschwächtem Vertrauen in sein Volk, mit ungebeugtem Mannesmute waltet der kaiserliche Heldengreis wieder seines kaiserlichen und königlichen Amtes. Daß er selbst zum Blutzeugen der schweren sittlichen Schäden werden sollte, an denen die heutige Gesellschaft krankt, hat kein andres Gefühl in seinem Herzen geweckt; bei seiner Rückkehr in die Residenz kam nur die ernste Mahnung über seine Lippen, daß es

vor allem gelte, den religiösen Sinn im Volke wieder zu wecken und neu zu beleben. Pflegt schon gleiche Milde nach schweren Erfahrungen dem hohen Greisenalter selten eigen zu sein, so ist sie nach allem, was vorlag, doppelt und dreifach bewundernswert bei unsrem Kaiser. In dem, was ihn betroffen, konnte der greise Monarch unmöglich nur Akte des Wahnsinns einzelner Individuen erkennen; die Verbrecher waren Träger exaltierter Ideen, die in breiten Schichten des Volkes mehr oder weniger Wurzel geschlagen hatten, und die Gesamtheit der Nation konnte sich von einer Mitschuld an dieser Verwirrung der Geister, an dem Verfall von Zucht und Sitte nicht freisprechen.

Unser Kaiser hat trotz dessen keinen Vorwurf gegen sein Volk erhoben, für das er so Großes gethan hat; ungeachtet der Enttäuschungen, welche ihm die Verwerfung der nach dem ersten Attentate vor den Reichstag gebrachten Gesetzesvorlage zum Schutze seiner Person bereiten mußte, fand er männlichen Trost in der zuversichtlichen Erwartung, daß aus dem schweren Leid, welches über ihn gekommen, dem Vaterlande Segen erwachsen, daß unser Volk sich zu höherem, sittlichem Ernste und zum gemeinsamen Kampfe gegen die den Staat und die Gesellschaft bedrohenden Gefahren aufraffen werde. Kein Tropfen Wermut ist in seinem Herzen zurückgeblieben, unerschüttert blieb das Vertrauen, daß die große Mehrheit der Nation fest und treu steht zu Kaiser und Reich, zu König und Vaterland. Und gottlob ist dieses Vertrauen ein berechtigtes. Tausendfältig hat sich bereits offenbart, daß die schweren Prüfungen, die unsrem erhabenen Kaiser beschieden waren, das Band zwischen Fürst und Volk nur enger geknüpft haben, daß die Nation sich ihres monarchischen Sinnes nur lebendiger bewußt geworden ist.

Im Familienkreise des Kaisers gab es in dem seit dem Kriege verflossenen Zeitraume eine Reihe betrübender Todesfälle, wie hocherfreulicher Ereignisse. Es verstarben ihm seine Brüder Albrecht im Jahre 1872 und Karl im Jahre 1883; letzterem war die Gemahlin, die ältere Schwester der Kaiserin Augusta, schon vorausgegangen; ferner seine Schwägerin, die Witwe des Königs Friedrich Wilhelm IV., Elisabeth von Bayern, ein Enkel, Prinz Waldemar, Sohn des Kronprinzen. Auch ein Held des Krieges, der Herzog Wilhelm von Mecklen=

burg, Gemahl der Prinzessin Alexandrine, einer Nichte des Kaisers, wurde vom Tode hingerafft. Auch im Kreise nahestehender Personen außerhalb des Familienbandes erlitt der Kaiser schmerzliche Verluste. Im Jahre 1879 schied einer seiner Paladine aus dem Leben, der Kriegsminister von Roon. Unter den Feldherren der drei Kriege hielt der Tod eine reiche Ernte.

Zu den hocherfreulichen Ereignissen gehörte die Vermählung des Prinzen Wilhelm, des ersten Sohnes des Kronprinzen, mit der Tochter des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg, Augusta Victoria, eine Versöhnung zweier Dynastien, welche die Geschichte vollzog, indem sie die Tochter des ehemaligen Prätendenten der Elbherzogtümer zur Erbin des deutschen Kaiserthrones berief. Im Januar 1881 vollzog sich dieses im Lande hochgefeierte Ereignis, und im Mai 1882 stand Kaiser Wilhelm an der Wiege eines Urenkels. „Es ist ein Junge,“ dieser Ruf, den die volkstümliche Erzählung den glücklichen Vater dem erlauchten Großvater entgegenbringen ließ, er galt dem ganzen Volke, welches seit Wochen teilnahmsvoll und in Erwartung nach Potsdam blickte, ob die prinzliche Wöchnerin einem Knaben oder einem Mädchen das Leben geben würde. Nicht, als ob nicht auch eine Prinzessin freudig begrüßt worden wäre, aber das Volk hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt: es müßte ein Junge werden, und unser Kaiser, schon in so vielen Dingen einzig dastehend, mußte auch noch den Vorzug haben, daß er in seinem Alter auf vier Geschlechter seines fürstlichen Hauses blicken könne, und daß das Deutsche Reich, durch ihn auf festen Grundlagen neu errichtet, durch sein reichgesegnetes Haus auch eine Bürgschaft der Stetigkeit auf lange Zeit hinaus erhalten sollte.

In der kronprinzlichen Familie war vorher bereits eine Tochter verheiratet, Prinzessin Charlotte, an den Erbprinzen von Meiningen. Drei Töchter des Prinzen Friedrich Karl (seit 1854 mit der Prinzessin Maria Anna von Anhalt-Dessau verheiratet) haben schnell hintereinander das elterliche Haus verlassen, um Ehebündnisse einzugehen. Eine derselben, die Prinzessin der Niederlande, trauert als Witwe in Soestdyk, eine andere weilt in Oldenburg als Erbherzogin, eine dritte, die Herzogin von Connaught, auf englischem Boden.

Der silbernen Hochzeit des Prinzen Friedrich Karl im

Jahre 1879 folgte in demselben Jahre, am 11. Juni, die goldene Hochzeit des Kaiserpaares, begangen vom ganzen Lande mit der innigsten Teilnahme. Ist es schon im Thal des Privatlebens nur wenigen vergönnt, die goldene Feier einer glücklichen Ehe im Kreise mitgenießender Verwandten und Freunde zu begehen, so sind wohl diejenigen zu zählen, denen auf der Höhe der irdischen Macht solch ein Tag zu teil wird. Einzig ist das Geschick unsres Kaiserpaares zu nennen, das nach so vielen wunderbaren und erschütternden Ereignissen auch dieses Fest noch erlebt hat. Auch die Feier der silbernen Hochzeit des kronprinzlichen Paares im Januar 1883 wurde dem Kaiserpaar noch von der an Gnaden reichen Vorsehung gegönnt.

Kaiser Wilhelm ist am 22. März 1885 in das 89. Jahr getreten. Selten im Menschenleben überhaupt, seltener im Militärstande, der seinen Verpflichteten schwere körperliche Anstrengungen auferlegt, am seltensten aber unter den Fürsten und das erste Mal in der Reihe aller brandenburgisch-preußischen Regenten seit 1415, von denen nur einer, Friedrich der Große, 74 Jahre alt geworden, wird eine solche Stufe des Lebens erklommen. Hier folgt das Alter der Hohenzollern: Kurfürst Friedrich I., geb. 1372, gest. 1440, erreichte 68 Lebensjahre, regierte 23 Jahre. Kurfürst Friedrich II., geb. 1413, gest. 1471, erreichte 58 Lebensjahre, regierte 31 Jahre. Kurfürst Albrecht, geb. 1414, gest. 1486, erreichte 72 Lebensjahre, regierte 16 Jahre. Kurfürst Johann, geb. 1455, gest. 1499, erreichte 44 Lebensjahre, regierte 13 Jahre. Kurfürst Joachim I., geb. 1484, gest. 1535, erreichte 51 Lebensjahre, regierte 36 Jahre. Kurfürst Joachim II., geb. 1505, gest. 1571, erreichte 66 Lebensjahre, regierte 36 Jahre. Kurfürst Johann Georg, geb. 1525, gest. 1598, erreichte 73 Lebensjahre, regierte 27 Jahre. Kurfürst Joachim Friedrich, geb. 1546, gest. 1608, erreichte 62 Lebensjahre, regierte 10 Jahre. Kurfürst Johann Sigesmund, geb. 1572, gest. 1619, erreichte 47 Lebensjahre, regierte 11 Jahre. Kurfürst Georg Wilhelm, geb. 1595, gest. 1640, erreichte 45 Lebensjahre, regierte 21 Jahre. Kurfürst Friedrich Wilhelm, geb. 1620, gest. 1688, erreichte 68 Lebensjahre, regierte 48 Jahre. König Friedrich I., geb. 1657, gest. 1713, erreichte das Alter von 56 und regierte 25 Jahre. König Friedrich Wilhelm I., geb.

1688, gest. 1740, erreichte das Alter von 52 und regierte 25 Jahre. König Friedrich II., geb. 1712, gest. 1786, erreichte das Alter von 74 und regierte 46 Jahre. König Friedrich Wilhelm II., geb. 1744, gest. 1797, erreichte das Alter von 53 und regierte 11 Jahre. König Friedrich Wilhelm III., geb. 1770, gest. 1840, erreichte das Alter von 70 und regierte 43 Jahre. König Friedrich Wilhelm IV., geb. 1795, gest. 1861, erreichte das Alter von 66 und regierte 21 Jahre. Ein Lebensalter bis zu 50 Jahren haben demnach drei Fürsten des Hohenzollernschen Stammes, bis zu 60 fünf, bis zu 70 fünf, über 70 hinaus vier, über 74 Jahre hinaus noch keiner bis zu Kaiser Wilhelm erreicht.

Nur die Regierungszeit einzelner Vorgänger war länger als die unsres Kaisers und Königs. Der große Kurfürst regierte 48 Jahre, kam aber auch schon im 20. Jahre zur Regierung, Friedrich der Große 46 Jahre, er gelangte mit 28 Jahren auf den Thron, König Wilhelm regiert als solcher seit dem 21. Januar 1861, da er bereits 64 Jahre war, als Prinzregent seit dem 7. Oktober 1858 (als Stellvertreter seit dem 24. Oktober 1857). Im Oktober 1883 konnte also König Wilhelm sein 25jähriges Regierungsjubiläum feiern. Blicken wir auf die Vorgänger unsres Königs in der Kaiserwürde, wenn man den ersten deutschen Kaiser als Nachfolger der römisch-deutschen Kaiser ansehen darf, so sind die meisten von ihnen im besten oder in einem noch kräftigen Mannesalter gestorben. Am ältesten (unter den hervorragendsten römisch-deutschen Kaisern) wurde Friedrich Barbarossa, nämlich 69 Jahre, Karl der Große 62, Heinrich I. 60, in den Fünfzigern schon verstarben Heinrich II., Heinrich IV., Friedrich II., Karl V.; in den Vierzigern Heinrich V., Friedrich III.; in den Dreißigern Heinrich III., Heinrich VI., Friedrich V. Älter als diese wurde Friedrich IV., er gelangte bis zum 78. Jahre, aber als einer der unfähigsten und unrühmlichsten Kaiser. Unter den Monarchen andrer Länder wurde Ludwig XIV. 77 Jahre (weniger 4 Tage); aber was war er seinem Lande, der Welt, sich selbst geworden? Ein Schatten früheren Ruhmes! Welch andere Gestalt unser Kaiser! Noch ungebrochen, noch rührig am Staatsruder, getragen von der Liebe der Nation und der Bewunderung der Welt! Wie oft sind Monarchen in späteren Jahren der Regierung überdrüssig und

ist das Land ihrer überdrüssig geworden! Wer möchte auf unsern Kaiser blicken, um von seinem Abscheiden das Betreten andrer Bahnen und eine neue Zeit zu erwarten?

Sehen wir den Umstand, daß Kaiser Wilhelm erst als Greis seine hohe, providenzielle Mission erfüllt, nicht als einen bloß äußerlichen an. Wer weiß, wie mancher Stammestrotz und andere Gegensätze leichter versöhnt worden sind und noch versöhnt werden durch den patriarchalischen Zauber, den hohes Alter ausübt, das Alter zumal, dessen Anblick nicht an Gebrechen, sondern an den gesammelten Schatz der Weisheit und des Ansehens erinnert. Die Psychologie erkennt ein fünftes Lebensalter an, das des Jubelgreises, das nur von wenigen erlebt wird. Es zeichnet sich aus durch jene heitere Freude an allem Dasein, die das Kindesalter charakterisiert, diese Lust an allem, diese unerschütterliche Zufriedenheit, die für alles sich interessiert, weil alles, was erfahren wird, Genuß gibt, diesen Hunger nach Wissen, der nie gesättigt wird und doch nie quält, weil die wiedererworbenen Kinderaugen stets Neues und Schönes sehen und freudig harrend den kommenden Dingen ins Antlitz schauen. In diesem Alter schreibt ein Humboldt seinen Kosmos, dichtet ein Goethe seinen Divan, ergeht er sich nachher wie ein Kind in der Welt der Kinder, in der Welt phantastischer Märchen und schließt seinen Faust, indem er den Chor erlösender Geister singt. Schon im Altertum gab es einen, der auch in dieser Beziehung der Goethe desselben genannt werden kann. Fast 90jährig, verfaßte Sophokles das Stück, in welchem wir uns wundern könnten, so christlich klingende Töne der Versöhnung zu vernehmen, wenn wir ihren Sänger nicht eingegangen wüßten in das Alter des seligen Jubelgreises. An der Schwelle dieses Alters stand Kant, als er jenen heiter klaren „Streit der Fakultäten“ schrieb, und Plato hatte sie vielleicht überschritten, als er sein reifstes Werk vollendete. An dieses Alter streifte Haydn heran, als er seine Jahreszeiten komponierte, und er war im schönsten Sinne Kind geworden, als er, getötet von der reinsten Lust, Gottes Stimme in seinem eigenen Werke zu hören, starb. Dies Alter erreichte und durchlebte vollständig der, dessen Pinsel an unbefangener, heiterer Darstellung keiner übertraf, Tizian. Humboldt, Goethe, Sophokles, Kant, Plato, Haydn, Tizian: das sind Namen von Gebieten her, von denen scheinbar weit

abliegt das des Herrschers, des Staatsmannes und Soldaten. Und doch möchte in jener Reihe gefeierter Jubelgreise die Nennung des Kaisers Wilhelm eine verwandte Saite anklingen lassen.

„Unser Leben währet 70 Jahr, und wenn es hoch kommt, so sind's 80 Jahr." Und wenn wir das Leben des Kaisers köstlich preisen dürfen, so ist es doch in ungewöhnlichem Maße Mühe und Arbeit gewesen, und noch in seinem hohen Greisenalter rastlose Mühe und Arbeit. Eine der hehrsten Gestalten der zweitausendjährigen Geschichte unsres Volkes, und zugleich die liebewerteste Persönlichkeit, die je die stolze Krone Deutschlands getragen, tritt uns in unsrem Kaiser entgegen. Welchen unvergleichlich weltgeschichtlichen Inhalt schließen die zwei Jahrzehnte der Regierung dieses Herrschers ein! Indem er den in langen Friedensjahren verdunkelten Grundgedanken preußischer Wehrhaftigkeit, das Volk in Waffen, zur Wahrheit und dann zum Gemeingut Deutschlands macht, sichert er dem deutschen Volke die kriegsgewaltige Stellung im Herzen von Europa, und damit die seit dem Ausgange des Mittelalters verlorene Bürgschaft deutscher Unabhängigkeit vom Auslande. Indem er uns vom Hause Österreich losreißt, gibt er Deutschland seiner eigentlichen, ihm seit den Tagen Karls V. verkümmerten, geschichtlichen Bestimmung zurück. Er einigte, wie einst Heinrich I., erst die norddeutschen Stämme, um dann in der Königsburg Ludwigs XIV. das Reich deutscher Nation wiederherzustellen, zu welchem er die losgerissenen Glieder, Schleswig-Holstein, Elsaß-Lothringen heimgebracht hat. Die neue Kaiserkrone krönt kein heiliges römisches Reich, sondern ein Staatswesen, das weltlich, modern und national ist. Der kriegsgewaltigste Herrscher Europas aber bewährt der erstaunten Welt, daß der Erneuerer der alten Kaiserherrlichkeit allezeit ein Mehrer des Reiches ist „an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung." Mit welcher unermüdlichen Pflichttreue waltet er seines Herrscherberufes, den er, nach Zollernart, auffaßt als den des obersten Dieners des Staates. Mit welcher Seelengröße würdigt er neidlos die Männer, die er an die rechte Stelle berufen, würdigt er die staatsmännische Größe seines Kanzlers, das Feldherrngenie des Schlachten-Denkers! Mit welcher Demut hat er nach Erfolgen, wie sie die Welt seit

dem Siegeszuge Alexanders und Cäsars nicht gesehen, dem Herrn allein die Ehre gegeben! Und selbst die ruchlose Frevelthat, die ihn aufs Schmerzenslager warf, hat ihn nicht verbittert, hat ihm das Vertrauen zu seinem Volke nicht geraubt. Wie ein treubesorgter Vater mahnt er sein Volk vor allem zur Gottesfurcht. So wollen wir denn den Blick stets auf die erhabene Helden- und Herrschergestalt Kaiser Wilhelms I. richten, und nach preußischer Losung „immer auf der Wacht" dem leuchtenden Vorbilde seiner unermüdlichen Pflichttreue nacheifern, und wünschen, daß dieses Vorbild noch jahrelang der Nation erhalten bleibe.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Folgende **neue und interessante Werke** sind ferner in demselben Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Generalfeldmarschall
Graf von Moltke.

Ein Lebensbild für das deutsche Volk

von

Dr. H. Wiermann.

Mit einem vortrefflichen Porträt Moltkes nach der Original-Photographie von Strumper & Co. in Hamburg.

Originalaufnahme vom 2. März 1885 im Generalstabsgebäude, mit Faksimile Moltkes.

Preis eleg. brosch. 2 Mark.
In Original-Ganzleinwandband 3 Mark.

Graf Moltke zum fünfundachtzigsten Geburtstag. Das Leben eines der Paladine des deutschen Kaisers erscheint hier bereichert mit einer Fülle neuer Züge, ebenso populär wie fesselnd, und geeignet, patriotischen und geschichtlichen Sinn zu erwecken, insbesondere aber den großen französischen, Deutschland einigenden Krieg, in dessen Verwickelungen alle Fäden in der einen Hand unsres großen Strategen zusammenlaufen, der Erinnerung und Begeisterung der deutschen Nation wieder näher zu bringen.

Fürst Bismarck.

Siebzig Jahre,

1815—1885.

Ein Lebensbild für das deutsche Volk

von

Dr. H. Wiermann.

Mit Porträt Bismarcks.

16 Bog. 8°. Preis brosch. 3 M.
In eleg. Orig.-Ganzleinwandband 4 M.

Über dieses vortreffliche Buch äußert sich die Leipziger Illustr. Zeitung in Nr. 2163 folgendermaßen:

Am 1. April des nächsten Jahres feiert Fürst Bismarck seinen 70. Geburtstag. Ganz Deutschland wird an dieser Feier teilnehmen und zeigen, wie wert ihm dieser Mann ist, von dem das Wort gilt, das an einer Statue Washingtons steht: „Voran im Kriege, voran im Frieden, voran in den Herzen seiner Landsleute." Das ist auch das Motto einer Biographie unseres Reichskanzlers, die soeben in Leipzig erschienen ist. Dieselbe hat den Titel „Fürst Bismarck. Siebzig Jahre, 1815 bis 1885. Ein Lebensbild für das deutsche Volk" von Dr. H. Wiermann. In markiger, kerniger Darstellung wird uns die gesamte Vergangenheit des großen Mannes von der Geburt an, durch stille und bewegte Zeiten hindurch, durch Sonnenschein und Sturm, durch Kämpfe und Siege, durch Verhöhnungen und Triumphe hindurch in guter Übersicht vorgeführt. Der Autor hat die bekannten größern Werke von Hesekiel, Busch, Köppen u. s. w. bei seiner Arbeit benutzt, aber doch auch manches Neue hinzugefügt. Vor allem ist ihm darum zu thun gewesen, dem deutschen Volke etwas zu bieten, „das der Feststimmung des kommenden 70. Geburtstages unseres gefeierten Staatsmannes entspricht". Und das ist ihm vollkommen gelungen. Ein gut ausgeführtes Porträt, Bismarck im Parke von Friedrichsruh, ziert das empfehlenswerte Buch.

Altenburg.
Pierer'sche Hofbuchdruckerei.
Stephan Geibel & Co.